



# Leseprobe

Anna Jessen

## Die Insel der Wünsche - Klippen des Schicksals Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



---

Seiten: 640

Erscheinungstermin: 26. Juli 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Helgoland 1925. Die Insel erlebt eine Zeit von Glanz und Reichtum. Die ganze Welt scheint sich in den Felsen verliebt zu haben und dort das Leben feiern zu wollen. Tine Tiedkens hat sich nach den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren eine neue Existenz als Blumenhändlerin und Hebamme aufgebaut. Auch für ihre Tochter Henriette fügt sich zunächst alles zum Besten, als ihr Mann Otto den reichen Bankier Silberbach als Gönner für seinen Bootsbau gewinnt. Doch Ende der 20er Jahre ändert sich das politische Klima, das Böse verschont auch die Insel nicht. Und schon bald schweben Tine und Henriette in höchster Gefahr ...

### **Autor**

## **Anna Jessen**

---

Anna Jessen liebt die Nordsee seit der Kindheit. Daher ist jede mögliche Reise dorthin eine willkommene Gelegenheit, sich den Wind um die Nase wehen zu lassen, Feuersteine zu sammeln und auf der Düne den Gedanken nachzuhängen. Helgoland ist für Anna Jessen die »Insel der Wünsche«, faszinierend durch die einzigartige Natur, die liebenswerten Menschen und nicht zuletzt durch die besondere Geschichte, die dieser Fels erlebt hat. Neben dem Reisen gilt die ausgesprochene Leidenschaft Anna Jessens dem Schreiben, der Musik und der Arbeit im Buchhandel.

Jung erblüht aus Gottes Hand,  
Glich sie einem Paradiese:  
Rot der Felsen, weiß der Strand,  
Grün die karge Inselwiese.

*James Krüss*



Pfanne  
Spitz Horn

Blockhorn  
Ufer-Schutz-Mauer  
Billbeg

Mörmers  
Baakhorn

Hoyshorn  
Ufer-Schutz-Mauer  
Bullhorn

Biolog. Station  
Versuchsgarten

Spielplatz

Pastorei  
Casino

Marinestr.  
Kasernenstr.

Nicolaikirche  
Kirchstr.

BAUTEN DER REICHS-MARINE - VERWALTUNG

Sonnen-  
untergangsweg  
Landstr.

Leuchtturm

Alter Leuchtturm

Bullbake  
Moderberg

Kommandantur

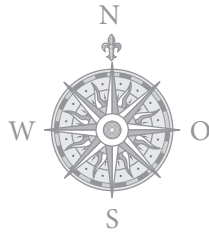
Erdbeben-  
station

Ingels Kark

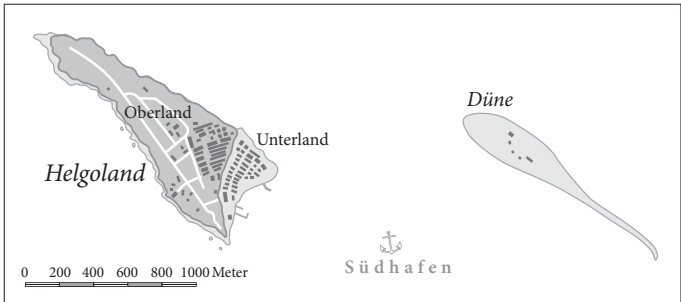
Südhorn

Der Mönch

0 50 100 150 Meter



Militärbadeanstalt



rn

## *Prolog*

**N**och war es nur eine schmale, blasse Linie, von einem Dunststreifen kaum zu unterscheiden, die sie erblickte und die niemand sonst zu bemerken schien. Aber ganz allmählich zeichneten sich über dem Horizont deutlich die Umrisse des unverwechselbaren Felsens ab. Mit einem wohligen Schaudern hielt Tine den Atem an. Und nur wenige Augenblicke später rief ein Junge, der sich ganz vorn auf dem Schiff befinden musste: »Land in Sicht!« Da tönte es plötzlich von überall: »Helgoland!«, und der alte Gruß der Insel erscholl aus unzähligen Kehlen: »Welkoam iip Lunn!« Und die Menschen fielen sich in die Arme, als könnten sie jetzt erst glauben, was sie doch alle stets gewusst hatten: Die Insel – sie war noch immer da!

Wie ein mächtiges Band, das die Jahre nicht hatten beschädigen können, empfand Tine eine überwältigende Verbundenheit mit diesem Felsen im Meer, der rasch näher kam, als wollte er sie zu sich ziehen, ja als habe er geradezu darauf gewartet, dass sie endlich wiederkäme. Das Bild der Insel vor ihren Augen verschwamm, denn sie konnte die Tränen nicht zurückhalten. Alle Traurigkeit, die sie seit dem Abschied empfunden hatte, schien sich jetzt, im glücklichen Moment des Wiedersehens, entladen zu wollen. Als sie endlich vor Anker gingen, war Tine unter den Letzten, die mit einem der kleinen weißen Boote an Land gesetzt wurden. Unwillkürlich erinnerte sie sich an jenen Augenblick, in dem sie zum ersten Mal einen Fuß auf die Insel gesetzt hatte. Viele Jahre waren seither vergangen.

Und doch, nach allem, was seither geschehen war, Gutem wie Schlechtem, war eines unverändert: Genau wie damals war sie allein.

*I.*

*Glitzernde Welt*

*Helgoland 1925*



## *Erstes Kapitel*

Wie immer herrschte bei Stövers Gedränge. Obwohl die alteingesessene Familie den Kramerladen vor einiger Zeit deutlich vergrößert hatte und jetzt mit dem Hinweis auf »Feinkost« warb, standen die Kunden eng auf eng – und das war durchaus ein weiterer Grund, weshalb alle Welt sich dort traf: Stövers Laden war seit jeher ein Ort gewesen, wo man das Neueste erfuhr oder Gerüchte loswerden konnte. An jenem Tag allerdings schien es auf der ganzen Insel nur ein einziges Thema zu geben.

»Sie müssen mächtig stolz auf Ihren Mann sein, Jette!«, erklärte Katja Stöver, die mit den Jahren füllig geworden war. »Und ihr natürlich auf euren Papa!« Sie zwinkerte den Kindern zu, die neben Jette standen. Während Julchen geradezu ein wenig zu wachsen schien, versteckte sich Sven hinter Jettes Rock und klammerte sich fest an ihr Bein. »Hach, ist er nicht putzig?«, rief die Kramerin und lachte.

Jette seufzte. »Na ja, er ist eben erst zwei. Da sind sie putzig. Und schüchtern. Aber frech sind sie trotzdem.« Sie wuschelte Svens Haar und versuchte dann, vom Thema abzulenken. »Also, ich hätte dann gern zwei Pfund Mehl, Frau Stöver.«

Doch die Kramerin ließ sich das Thema nicht nehmen. »Nun erzählen Sie doch, wie es passiert ist!«, drängte sie.

»Es warten aber doch Kunden, Frau Stöver«, wandte Jette ein und wies mit dem Kopf auf die Schlange, die sich hinter ihr gebildet hatte.

»Wir haben Zeit!«, beschied ihr eine der Olsen-Töchter, die

hinter ihr stand, und legte fröhlich lächelnd ihre Hände auf den hochschwangeren Bauch. Jette seufzte erneut, dann sagte sie: »Eigentlich war es doch eine Selbstverständlichkeit, nichts weiter.«

»Dass einer von uns Heldentaten begeht?«

»Dass wir Menschen in Seenot retten«, erklärte Jette. »Und das war es ja nicht einmal. Ein Inselgast ist einfach zu weit hinausgeschwommen.«

»Stimmt es, dass es eine preußische Prinzessin war?«, wollte die Olsen-Tochter wissen.

»Nein«, stellte Jette richtig. »Es war die Frau eines Kurgastes aus Hamburg.«

»Eines Bankiers!«, erklärte Katja Stöver. »Baron Silberstein, richtig?«

»Silberbach«, korrigierte Jette. »Nun, Otto hat bemerkt, dass sie offenbar am Ende ihrer Kräfte war. Die Strömung eben ...« Ja, das kannten sie alle. Helgoland war umgeben von Strömungen, die auch den besten Schwimmer mit sich ziehen und in höchste Gefahr bringen konnten. »Er hat sein Ausflugsboot hingelenkt und sie an Bord gezogen.«

»Mit *einer* Hand!«, rief die Kramerin mit wichtiger Miene.

»Tja. Er hat nun mal nur die eine«, erwiderte Jette. »Also, wie gesagt, Mehl bräuchte ich ...«

»Und sie war noch bei Bewusstsein?«

»Die ganze Zeit, ja.«

Das schien die Damen, die hinter Jette standen, nun doch zu enttäuschen. Eine Ohnmächtige zu bergen, die in den nächsten Sekunden für immer in den Fluten versunken wäre, das wäre doch um Einiges aufregender gewesen.

»Ein guter Mann ist er, Ihr Otto.«

Jette nickte. Das war ein Punkt, in dem sie ganz eins mit der

Kramerin war. »Gewiss«, sagte sie. »Und der liebe Gott hat es auch gut gemeint.«

\* \* \*

Als sie wenige Minuten später wieder aus dem Laden trat, kreuzte der alte Doktor Fest ihren Weg. Nach langen Jahren war er wieder auf die Insel zurückgekehrt, um hier seinen Lebensabend zu verbringen. Mit einem Lächeln lupfte er seinen Hut und nickte Jette zu. All die Zwistigkeiten der Vergangenheit schienen vergessen zu sein, sicher auch, weil sich sowohl Jette als auch ihre Mutter Fests Respekt über die Jahre erarbeitet hatten. Denn auch wenn Jette inzwischen im Insel-Café auf der Düne arbeitete, so war sie doch ausgebildete Krankenschwester und ging ihrer Mutter immer wieder zur Hand. Nach wie vor war Tine auf Helgoland die einzige Hebamme – und die einzige Blumenhändlerin.

Jette nickte lächelnd zurück, weil sie keinen Grund sah, Doktor Fest seine früheren Gehässigkeiten nachzutragen. Dann nahm sie Sven an die eine Hand, während sie in der anderen den Einkaufskorb trug, bei dessen Transport ihr Julchen half.

Es war ein sonniger Maientag, nicht zu heiß und nur mit leichter Brise. Die Insel strahlte und erwartete in den nächsten Stunden wie an jedem Tag der Saison die Ankunft der Kurdampfer, die für einige Stunden Tausende Besucher bringen würden sowie für mehr oder weniger lange Aufenthalte einige Hundert. Seit nach dem Krieg wieder so etwas wie Normalität eingekehrt war und seit die Helgoländer ihre Insel, die schwer unter der Besetzung durch das kaiserliche Militär gelitten hatte, wiederhergestellt hatten – prächtiger als zuvor! –, erfreute sich Helgoland einer Beliebtheit wie noch nie. Die Gästehäu-

ser und Hotels waren meist ausgebucht, und das, obwohl die Preise eindrucksvoll waren. Von allen Häusern das teuerste war freilich das Hotel Imperial Helgoland, das Jettes Vater hatte errichten lassen, ehe er auf tragische Weise ruiniert worden und zu Tode gekommen war.

Ausgerechnet im Imperial residierte auch Bankier Silberbach mit seiner Gemahlin, die von Otto aus höchster Not gerettet worden war. Und natürlich fand der Empfang, den sich der Bankier auszurichten nicht hatte abhalten lassen, auch dort statt. »Heute Abend?«, rief denn auch prompt Hetti Hennerkes, die mal wieder aus dem Friseursalon Faber kam.

»Heute Abend«, rief Jette zurück und winkte ihr. Innerlich verdrehte sie die Augen. Die Tochter des Reeders Hennerkes war ein Biest. Schon öfter hatte sie Otto schöne Augen gemacht – und nicht nur ihm! Unter den Frauen Helgolands galt Hetti als »Blondes Gift«. Vor allem aber wusste Jette, dass Hetti ein Problem hatte, das nicht nur sie irgendwann in große Schwierigkeiten bringen würde. Genau genommen waren es wohl zwei Probleme, wobei Jette nicht klar war, welches davon auf das jeweils andere zurückzuführen war.

\* \* \*

Schon von fern sah Tine Heesters ihre Tochter mit den Kindern die Promenade am Südstrand entlangkommen. Die alte Bootsbauerwerkstatt, in der Jette mit ihrer Familie wohnte, lag etwas abseits Richtung Hafen. Tine hatte sich in den Schatten eines alten Holunderstrauchs auf die Bank gesetzt und aus einigen Margeriten zwei hübsche Kränzchen gewunden, die sie den Kleinen zu schenken gedachte. Selbst mit Einkaufskorb und zwei Kindern sah Jette hinreißend aus, fand Tine. Aber vielleicht war es ja auch nur der Stolz einer Mutter auf ihre Toch-

ter. Und zu Stolz hatte Tine allen Grund. Jette hatte als Krankenschwester die dunkelsten Stunden dieser Insel miterlebt, hatte Grausames gesehen und Schreckliches erlitten. Und doch war sie strahlend wie die Sonne, als sie so den Südstrand entlangkam.

»Omi!«, rief Julchen, als sie ihre Großmutter sah. Tine winkte und lachte. Sie sprang auf und lief ihrer Enkeltochter entgegen, die sich in ihre Arme warf, um sich wild herumwirbeln zu lassen. Wenn Tine mit ihrer Enkeltochter unterwegs war, hielt man sie beide oft für Mutter und Tochter. Zumindest behaupteten das alle, denn in Wirklichkeit war es natürlich so, dass auf einer so kleinen Insel wie Helgoland jeder jeden kannte und deshalb alle wussten, dass Julchen trotz Tines jungen Jahren ihr Enkelkind war. »Schau, was ich dir gemacht habe!« Tine zog Julchen zur Bank und reichte ihr einen der Blumenkränze. »Für die Haare.«

»Jetzt bin ich eine Prinzessin!«, rief Julchen und setzte sich das zierliche Kunstwerk auf.

»Das bist du doch sowieso«, lachte Tine. Sie hielt Sven den anderen Kranz hin. »Sven auch Prinzessin«, murmelte der, und die beiden Frauen lachten. »Ja!«, stimmte Jette zu und wuschelte sein Haar, ehe sie ihm den Kranz aufsetzte. »Du bist auch eine Prinzessin. Eine ganz besondere.«

»Prinzessin Sven die Erste!«, sagte Tine, entzückt über die Unschuld dieses kleinen Kerlchens.

»Hoppla!«, ertönte da eine Männerstimme hinter ihr. »Der junge Mann hier wird Kapitän, damit das mal klar ist!«

»Otto!«, rief Tine und wandte sich zu ihrem Schwiegersohn um, der in der Tür aufgetaucht war, wie immer mit hochgekrempten Ärmeln und braungebranntem Gesicht unterm ungezähmten Haarschopf. »Moin!«

»Moin, Tine. Willst du mal unser neues Prachtstück sehen?« Otto war als Bootsbauer so ehrgeizig, wie er als Vater liebevoll war. Tines Glück, ihn an der Seite ihrer Tochter zu wissen, hätte nicht größer sein können. »Zuerst muss ich dir zu deiner Heldentat gratulieren.«

»Nun fang du nicht auch noch an, Tine«, erwiderte Otto und winkte ab. »Das wird mir langsam peinlich. Es scheint, die ganze Insel spricht von nichts anderem mehr.«

»In der Tat«, erklärte Tine. »Die ganze Insel spricht von nichts anderem mehr.«

»Es war wirklich nichts Besonderes«, stellte ihr Schwieger-sohn klar. »Jeder hätte das getan.«

»Nur dass du es eben nicht getan *hättest*, sondern getan *hast*.«

Otto zuckte die Achseln. Er deutete nach hinten zur Werkstatt. »Und?«

»Aber sicher«, sagte Tine. »Zeig mir dein neuestes Meisterstück.«

»Na, ein Meisterstück ist es noch nicht«, sagte Otto, während er durchs Haus nach hinten ging, wo ein ungewöhnlich langes und ausnehmend schlankes Boot aufgedockt war, dem zwar noch die Aufbauten fehlten, das aber jetzt schon aussah, als würde es wie ein Torpedo durch die Wellen flitzen. »Eher eine Studie auf dem Weg dorthin.«

Jette, die hinter ihnen hergekommen war, verdrehte die Augen. »Maler fertigen Studien an, Otto«, sagte sie. »Nicht Bootsbauer.«

Otto grinste und zwinkerte seiner Frau zu. »Also ich jedenfalls bin Bootsbauer. Und ich fertige Studien an. Das heißt wohl, dass auch Bootsbauer Studien anfertigen, oder?«

Jette hob hilflos die Hände. »So geht das bei uns die ganze

Zeit«, erklärte sie Tine. »Er macht uns noch arm mit seinem Perfektionismus.«

»Ich denke eher, ich mache uns reich, Jette. Es dauert nur noch ein bisschen.«

Tine nickte anerkennend. »Es ist jedenfalls unübersehbar, dass du an etwas Besonderem arbeitest, Otto.« Und das mit einer verkrüppelten Hand, dachte sie, sprach es aber nicht aus. Was spielte es auch für eine Rolle, jetzt, da sich alles zum Guten gefügt hatte. Es hatte eine Zeit gegeben, da hätte Tine ihre Tochter am liebsten verflucht. Mutwillig hatte sie damals eine Infektion an Ottos verwundeter Hand herbeigeführt, um ihn vor dem Einsatz auf einem U-Boot in den letzten Kriegstagen zu bewahren. Und ja, vielleicht verdankte er sein Leben dieser Verzweiflungstat. Aber es hätte auch tödlich enden können. Und Tine hätte es verstanden, wenn Otto ihrer Tochter diese Tat nie verziehen hätte. Aber Liebe besaß große Macht. Und so hatte Otto sich wohl dafür entschieden, die Verschlimmerung seiner Verletzung als Schicksal und seine Frau als völlig unschuldig zu sehen.

Der Krieg war vergangen, und Otto hatte Haus und Werkstatt der Witwe seines ehemaligen Meisters Knut Reimers zum symbolischen Preis von einer Mark abgekauft, weil es keinen Nachfolger gegeben hatte. Er war als Bootsbauer gut beschäftigt, seit die Besucher wieder nach Helgoland strömten. Nebenbei machte er seine Touren mit dem Ausflugsboot, fuhr Ausflügler um die Insel und manchmal auch ein Stück Richtung Elbmündung. Und mit Tines Hilfe hatte Jette noch ein zweites Kind bekommen, Sven, der seinem Vater schon jetzt zum Verwechseln ähnlich sah.

»Kommst du heute Abend?«, fragte Jette unvermittelt.

»Komme ich wohin?«, fragte Tine zurück.

»Na, zu dem Empfang, den Silberbach für Otto gibt.«

»Oh, ja«, murmelte Tine. »Im Imperial.« Bittersüße Erinnerungen verbanden sich für sie mit dem Hotel. So vieles dort erinnerte sie an ihren verstorbenen Mann Henry. Einerseits liebte sie es, ihm dort in tausend Kleinigkeiten nahe zu sein – in den Vorhängen, die sie damals aus London bestellt hatte, in dem Tafelservice, das er eigens für das Hotel in Auftrag gegeben hatte, in den Teppichen, über die sie gemeinsam geschritten waren – andererseits schmerzte die Erinnerung, und das würde sie immer tun. Denn trotz der ein oder anderen Liebelei, die sich in den Jahren nach Henrys Tod ergeben hatte, und trotz der Liebe zu Paul war und blieb Henry die große Leerstelle in ihrem Leben. Seinen Platz würde nie jemand einnehmen können. Und den Platz neben ihm, der einst Pauls Platz geworden war, ebenfalls nicht. Die beiden Männer ihres Lebens lebten nicht mehr.

»Und?«

»Natürlich komme ich«, sagte Tine, aus ihren Gedanken gerissen. »Das ist eine schöne Geste von Herrn von Silberbach.«

\* \* \*

Die »Blüenträume« erwarteten Tine im strahlenden Sonnenschein. Wenn sie an ihre armselige Kindheit in Hamburg zurückdachte, konnte sie manchmal kaum glauben, wie gut es das Schicksal trotz härtester Prüfungen mit ihr gemeint hatte. Vom Blumenmädchen auf den kalten Mauern des Hansehafens zur Blumenhändlerin und angesehenen Hebamme auf Helgoland – damit hatte sie nicht rechnen dürfen. Und manches Mal, wenn sie den Verlust so vieler liebgewonnener Menschen betrauerte, tröstete sie sich damit, dass ihr trotz allem ein so sorgloses Leben geschenkt worden war – und eine gesunde Tochter, die



eine glückliche Ehe führte und ihrerseits zwei gesunde Kinder zur Welt gebracht hatte. Nun, zur Welt gebracht hatten sie sie letztlich gemeinsam: Jette – und sie, Tine, als ihre Hebamme.

»Moin, Frau Heesters!«, rief Hink, der sich im Laden nützlich gemacht hatte, nachdem die Lieferung aus Amsterdam gekommen war.

»Moin, Hink! Schon was verkauft?«

Statt einer Antwort gab Hink, der seinen Namen einem lahmen Bein verdankte, Tine ein Zeichen, dass jemand zu ihr trat. Sie wandte sich um und erkannte Henning Pfeifer, einen der reichsten Männer der Insel. Er lupfte den Hut und verbeugte sich leicht. »Ich nehme alles«, sagte er mit diesem Lächeln, bei dem man durchaus vorsichtig sein musste. »Alle Blumen, alle Töpfe, allen Zimmerschmuck ... Was immer Sie da haben, liebe Tine. Vorausgesetzt natürlich, Sie verkaufen es mit der Verpackung.«

»Sie bekommen mein Haus nicht, Henning«, erwiderte Tine lachend. »Das wissen Sie doch.« Seit Jahren versuchte der reiche Unternehmer, dem nicht nur das Imperial gehörte, sondern inzwischen nahezu die halbe Insel, ihr das kleine Anwesen abzukaufen, das ihr die frühere Inselhebamme, die alte Frau Liebrecht, vererbt hatte.

»Ach, das sagen Sie doch nur, Tine«, widersprach der Mann, der gut zehn Jahre älter war als sie und der vor Zeiten ein Freund ihres Mannes gewesen war. »Letztlich steht alles zum Verkauf. Es kommt nur auf den Preis an.«

Tines Blick schweifte über das bunte Treiben am Kurhaus hinweg hinüber zur Binnenreede. Überall flatterten Flaggen und Segel, der Wind trug Musik vom Pavillon herüber, der neuesten Mode entsprechend umwehten weite Halstücher in hellen Farben die eleganten Silhouetten der Damen, kleine

Hündchen kläfften und wedelten mit den Schwänzen, Kinder spielten am Südstrand, warfen Steine ins Meer oder suchten Muscheln ... »Wieso sollte ich das alles verkaufen?«, erklärte Tine und nickte Richtung Promenade. »Es gibt doch keinen schöneren Platz auf der Welt.«

»Ach, das sagen Sie nur, weil sie noch nicht alle Plätze gesehen haben, Tine!«, lachte Pfeifer und zwirbelte genüsslich seinen Bart. Es war offensichtlich, dass er die Diskussion mit Tine als eine Art sportliche Herausforderung betrachtete. Hier ging es ums Gewinnen. Er wollte dieses Grundstück – das Haus interessierte ihn nicht. Das würde er abreißen, sobald er am Ziel war. Der Grund freilich war ein Vielfaches des Hauses wert. Vermutlich würde er ein weiteres Hotel daraufsetzen, wenn er es bekäme. Manche munkelten auch davon, dass er sich um eine Konzession für ein zweites Casino auf der Insel beworben habe. »Aber stellen Sie sich nur vor: Mit dem Geld, das Sie von mir bekämen, könnten Sie nicht nur eine Weltreise machen, sondern gleich mehrere!«

Tine lachte laut. »Daran habe ich noch nicht einmal im Traum gedacht!«

»Im Traum vielleicht nicht. Aber denken Sie doch mal in einer ruhigen Stunde darüber nach, Tine. Das wäre doch was, oder? Amerika, Australien, Ägypten ... Sie könnten alles sehen, wovon Sie in Ihren Büchern schon gelesen haben.«

Pfeifer war gut informiert. Offenbar hatte er auch herausgefunden, dass sie zu den besten Kundinnen der neuen Inselbibliothek gehörte, die im Kurhaus angelegt worden war. »Ach«, entgegnete Tine. »Am Ende wäre das nur eine Enttäuschung. Das möchte ich mir lieber ersparen. In Wirklichkeit sieht das meiste ja nicht so aufregend aus, wie wir es uns zuerst vorgestellt haben. Und das wäre doch schade, finden Sie nicht?«

Nun war es Pfeifer, der lachte. »Sie sind eine harte Nuss, wissen Sie das? Aber ich werde nicht lockerlassen. Irgendwann brauchen Sie Geld, Tine Heesters. Und dann wissen Sie, wo Sie es bekommen.«

Tine nickte und schwieg. Sie hatte lange genug in Armut und Sorgen gelebt, um zu wissen, dass er damit vermutlich recht hatte. Und sie war lange genug Geschäftsfrau, um zu wissen, dass der Preis sank, je dringender man Geld brauchte.

»Das Haus bräuchte schon längst eine Sanierung«, erklärte der Immobilienunternehmer weiter. »Das wird teuer. Aber bei der maroden Substanz lohnt sich das gar nicht. Außerdem macht es unendlich viel Arbeit und Dreck. Wenn Sie stattdessen verkaufen, können Sie sich von dem Geld zur Ruhe setzen oder meinethalben nur noch als Hebamme arbeiten.«

»So viel Arbeit ist das nicht auf so einer kleinen Insel ...«

»Wissen Sie was, Frau Heesters?«, rief Pfeifer, als wäre ihm gerade ein Geistesblitz gekommen, obwohl Tine überzeugt war, dass der schlaue Fuchs sich alles vorher schon zurechtgelegt hatte: »Ich biete Ihnen ein lebenslanges Wohnrecht im Imperial an! Sie verkaufen mir Ihr Häuschen und ziehen ins erste Hotel der Insel. Was sagen Sie?«

Tine legte amüsiert den Kopf zur Seite. »Mit Halbpension?«

Pfeifer lachte. »Wenn es das ist, was ihr Herz endlich erweicht, wollen wir es daran nicht scheitern lassen.«

»Ich werde die Küche testen«, erklärte Tine, ohne einen Zweifel daran zu lassen, dass sie nicht im Traum daran dachte, ins Imperial zu ziehen oder gar ihren kleinen Blumenladen aufzugeben und das Häuschen zu verkaufen. »Wie Sie wünschen«, sagte Pfeifer und tippte sich an den Hut. Tine nickte, dann wandte sie sich ab und betrat ihr kleines Reich, in dem es an diesem schönen Frühlingstag nach Tulpen und Narzissen,

Hyazinthen und Primeln duftete. Aus London waren prächtige Rosen gekommen, die Tines Hilfe Annemarie auf die Eimer verteilte, die Hink vorhin am Brunnenplatz mit Wasser gefüllt und auf dem Leiterwagen zum Laden gebracht hatte.

Es war ein kleines Paradies, das hier entstanden war. Tines verstorbene Schwester Fritzi und ihr Mann, der inzwischen mit den Kindern aufs Festland gezogen war, hatten es gemeinsam ins Leben gerufen. Gewiss, es war ein kleines, altes Häuschen, an dem es immer viel zu tun gab. Aber niemals hätte Tine sich ausgemalt, dass sie es einmal zu solcher Unabhängigkeit bringen und dass sie in solchem – ja, für sie war es das – Reichtum leben dürfte. Doch Henning Pfeifers Worte hatten ihr einmal mehr zu Bewusstsein gebracht, dass jedes Glück zerbrechlich war. Und so blickte sie mit einer Mischung aus Dankbarkeit und Sorge durch die Fenster ihres kleinen Ladens auf den Weg Richtung Südstrand. Dorthin, wo die Damen mit ihren Sonnenhüten flanieren und die Kinder in ihren Matrosenanzügen sprangen, als gäbe es kein Gestern. Tine liebte dieses Bild der Leichtigkeit auch nach all den vielen Jahren wie am ersten Tag.

»Frau Heesters?«, rief Hink von draußen.

»Ja?«

»Ich muss jetzt rüber zur Werft!«

»Geh nur, Hink, danke!«

Weg war er, der junge Mann, den Tine eingestellt hatte, als er fast noch ein Junge war, und der nach dem Krieg plötzlich wieder vor ihrer Tür gestanden hatte auf der Suche nach Arbeit und etwas zu essen. Vor allem etwas zu essen. Vorbei die Zeiten bitterster Armut, auch Hink konnte sich während der Saison vor Arbeit kaum retten. Dass er in Ottos Bootswerkstatt arbeitete, wenn er nicht in den »Blüenträumen« half, war eine

glückliche Fügung. Längst war Hink mit seinem Klumpfuß zum Familienmitglied geworden und saß beinahe täglich entweder bei Jette mit am Abendbrottisch oder bei Tine. Trotz seiner Behinderung oder vielleicht auch gerade deshalb war Hink für sie ein besonderer und liebenswerter Teil dieser Insel. Ein Teil des Guten, das Helgoland für Tine bedeutete. Um nichts auf der Welt hätte sie diese kleine heile Welt aufgegeben. Und doch ahnte sie, dass es nicht immer so unbeschwert bleiben würde.

\* \* \*

Als Otto mit der »Hildegard« am Südhafen anlegte, erwartete ihn Hink bereits, fing die Leinen auf und vertäute sie mit geschickten, erfahrenen Bewegungen. Auch Jette war zum Kai gekommen. Sie wirkte weniger entspannt als Ottos Geselle. »Wo bleibst du denn? Wir sollten uns längst fertig gemacht haben.«

»Die werden schon nicht ohne uns anfangen, Jettchen«, erwiderte Otto, der von seinem Ausflugsboot heruntersprang und ihr einen Arm um die Hüfte legte. »Und du musst sowieso nichts machen, du siehst wie immer zauberhaft aus.«

»Ach, du Scheusal«, schalt Jette ihn geschmeichelt und schubste ihn scherzhaft von sich. »Sieh mich nur an: Mit *den* Haaren würde ich mich nicht einmal auf den Fischmarkt trauen, geschweige denn zu einem feinen Empfang im Imperial.«

»Also ich fände es ohne Haare seltsamer«, stellte Otto lachend fest und half Hink noch rasch, das Boot festzuzurren.

Jette eilte kopfschüttelnd davon. Sie schätzte es ja, dass Otto unablässig beschäftigt war, im Leben voranzukommen. Wenn er nicht in seiner Werkstatt Boote baute oder reparierte, tuckerte er mit Ausflüglern um die Insel oder unterrichtete inte-

ressierte Helgolandbesucher im Segeln. Und davon gab es in diesen Tagen besonders viele wegen der Nordseeregatta, die in ein paar Tagen in den Gewässern um den roten Felsen stattfinden würde. Aber manchmal wünschte sie sich auch, er würde ein wenig mehr zu Hause sein, ein wenig mehr Zeit mit ihr und den Kindern verbringen ... Nun, im Herbst würde es wieder so weit sein. Wenn die Saison vorüber war, saß man mit einem Mal ganz eng aufeinander. Da ließ sich alles nachholen, was in diesen hektischen, arbeitsamen Monaten zu kurz kam – vielleicht auch ein Kind Nummer drei. Von diesem Gedanken beschwingt eilte Jette nach Hause und begann sich zurechtzumachen.

Als Leiterin des Insel-Cafés hatte sie feine Garderobe. Und bei den Haaren half ihr Lenchen Meier von nebenan, die sich wie keine andere auf das Lockeneisen verstand – von Gunda Faber natürlich abgesehen. Aber der Salon Faber war denn doch etwas teuer, um nur einen Abend lang zu glänzen.

Nur wenige Augenblicke nach ihr kam Otto die Treppe hoch. Sie hatten die kleine Kammer im Dach als Schlafzimmer behalten, die vor und während dem Krieg ihre ganze Wohnung gewesen war. Die Kinder hatten eine eigene Kammer über der Werkstatt. Aber die Kinder hatte Jette vorhin zu Gisela Wächter gebracht, die sich gerne bereit erklärt hatte, für den Abend auf sie aufzupassen. »Du siehst hinreißend aus«, sagte Otto leise und schloss die Tür hinter sich.

»Wie denn? Ich bin ja noch gar nicht angezogen«, erwiderte Jette, die im Unterkleid vor dem Spiegel stand.

»Eben«, sagte Otto lächelnd und trat zu ihr, um sie zu umarmen.

»Nicht jetzt, Otto!«, wehrte Jette ihn leise ab. »Wir haben eine Verabredung!«

»Die fängt erst um acht Uhr an.« Seine Hände wanderten über ihren Körper. Sie rückte von ihm ab und sagte entschieden: »Das ist in einer Stunde.«

»Bleiben mindestens noch fünfzig Minuten für wichtigere Dinge.« Otto küsste sie auf den Mund, um sie am Widerspruch zu hindern. Sie konnte spüren, wie erregt er war. Und sie selbst auch. O Gott, dachte sie, das können wir doch jetzt nicht machen. Wie sehe ich aus? Sie spürte seine Hände auf ihrem Po, fühlte sein Herz klopfen und drückte ihn ein Stück von sich weg. »Aber nur ganz schnell, ja?«, sagte sie heiser.

»So schnell du willst«, erwiderte Otto und streifte seine Hosenträger ab. »Oder so langsam ...« Er hob sie hoch und legte sie aufs Bett. »Du Schuft«, flüsterte Jette und überließ sich ihm und dem, was er die wichtigen Dinge nannte.

Als sie erhitzt wieder aus dem Bett stiegen, stieß Jette einen kurzen Schrei aus. »Es ist fast acht!«

»Wirklich?«, sagte Otto. »Es ist ein Wunder. Mir ist es vorgekommen wie fünf Minuten.« Wieder trat er an Jette heran und umarmte sie. Mir auch, dachte sie, wand sich aber aus seinem Griff und stellte fest: »Nun ist aber gut. Zieh dich an. Aber mach dich vorher frisch. Du riechst wie ein wildes Tier.« Genau wie ich, dachte sie beschämt. Beschämt und glücklich. Tine würde es ihr ansehen, sie sah es ihr immer an. Jette schlug die Augen nieder und lächelte leise, während sie verstohlen zu ihrem Mann hinblickte, der sich an der Waschschüssel zu schaffen machte. Schön war er. Ein Bild von einem Mann. Sie hatte es gut getroffen, ja das hatte sie. Und sie hätte ihn immer wieder genommen. In jedem Sinn des Wortes.

Eine Viertelstunde später – und damit schon zehn Minuten zu spät – langten sie vor den »Blüenträumen« an, um Tine abzuholen. »Wo bleibt ihr nur?«, fragte die und trat aus der

Tür. Dann blickte sie ihrer Tochter ins Gesicht und sagte nur:  
»Oh. Verstehe.«

Jette errötete und klatschte in die Hände. »Lasst uns gehen.«

In dem Moment kam ein Junge die Straße herabgelaufen.  
»Frau Heesters! Frau Heesters!«

Tine wandte sich um. »Was gibt es? Oh, Heiner! Ist deine Mutter so weit?«

»Ja!«, keuchte der Junge. »Können Sie kommen? Es ist wirklich eilig.«

»Ich hole nur schnell meine Tasche, dann mach ich mich auf den Weg. Gib oben Bescheid. Sie sollen saubere Tücher bereithalten und vor allem Wasser abkochen. Mach schnell!«

Der Junge nickte, machte kehrt und rannte wieder los. Tine zuckte die Achseln. »Sie kommen, wenn sie kommen wollen. Und nicht, wenn es gerade genehm ist«, stellte sie fest.

»Brauchst du Hilfe, Mama?« Jette war in der Geburtshilfe längst so erfahren, dass sie jederzeit als Hebamme hätte arbeiten können.

»Kein bisschen. Es ist Frau Grüners siebtes Kind. Und alle sind sie fast von allein gekommen.« Sie lachte und winkte ihrer Tochter und Otto zu gehen. »Wenn ich wirklich Hilfe brauche, weiß ich ja, wo ich dich finde. Nun trollt euch, ihr seid ja jetzt schon zu spät.«

»Und du kommst nach?«

»Sicher. Wenn sich das Kind ein bisschen beeilt, komme ich gerne noch zu euch und lasse mich für meinen heldenhaften Schwiegersohn feiern.« Tine zwinkerte den beiden zu, dann verschwand sie wieder im Haus, um ihre Tasche zu holen, während Jette und ihr Mann sich Richtung Imperial aufmachten. Wenige Augenblicke später war sie selbst auf dem Weg zum Oberland, wo Grüners ihre Gaststätte mit Hafenblick am Falm



hatten und wo in diesen Minuten eine Frau in den Wehen lag und der Geburt ihres siebten Kindes entgegangte.

\* \* \*

Silberbach hatte den Blauen Salon richten lassen. Seine Gattin, noch etwas geschwächt, saß in einem Lehnstuhl am Kamin und lächelte tapfer. Es schien ihr nicht sonderlich zu behagen, »die Frau, die vor dem Ertrinken gerettet wurde«, zu sein. Sie konnte schon gar nicht mehr zählen, wie oft man sie nach den Vorkommnissen des Vortags gefragt hatte. Natürlich war sie dem jungen Mann unendlich dankbar, der sie aus ihrer Not errettet hatte. Von der Kraft, mit der die See sie hinausgezogen hatte, war sie überrascht worden. Obwohl sie eine erfahrene Schwimmerin war, war sie gegen diese Urgewalt machtlos gewesen. Aber wer dergleichen nicht erlebt hatte, konnte sich das sicherlich kaum vorstellen. Und so empfand Mathilde von Silberbach die gönnerhaften Worte, die wieder und wieder an sie gerichtet wurden, als herablassend. Bis plötzlich ihr Retter neben ihr stand, dem der Frack offenbar etwas ungewohnt war und der es geschafft hatte, bisher unbemerkt zu bleiben. »Sie sind sicher auch froh, wenn wir das hinter uns haben«, sagte er leise und mit amüsiertes Stimme. »Darf ich Ihnen einen Gin anbieten?« Er hielt ihr eines von zwei Gläsern hin.

»Sie sind ein kluger Mann«, sagte Mathilde von Silberbach und lächelte ihm dankbar zu. »Nicht nur ein mutiger.«

»Ach, man braucht keinen Mut, um jemanden aus dem Wasser zu ziehen«, erklärte Otto. »Man muss nur zur rechten Zeit am rechten Ort sein.«

»Wenn Sie das so sehen, dann sind Sie umso klüger«, beharrte die Bankiersgattin und nahm das Glas. »Sicher, dass Sie nicht mit Champagner anstoßen wollen?«

»Dazu werden wir vermutlich noch früh genug gezwungen heute Abend«, entgegnete Otto und stieß sein Glas an ihres. Er hatte sich neben Frau von Silberbachs Lehnstuhl gestellt und blickte nun mit ihr in den Raum. »Sie sind übrigens eine gute Schwimmerin«, sagte er.

Die vornehme Dame lachte. »Das sagen Sie, nachdem ich beinahe ertrunken wäre?«

»Die meisten wären längst nicht mehr an der Oberfläche gewesen«, erklärte Otto. »Die Strömung ist an der Stelle besonders tückisch, was an einem Riff unter der Wasseroberfläche liegt.«

»Sie kennen wohl jeden Quadratmeter dieser Gewässer?«

»Nun, ich bin hier aufgewachsen, und ich bin Seemann«, sagte Otto lächelnd.

»Und ein Held sind Sie obendrein.«

»Ein Held!«, rief in dem Moment Gregor von Silberbach, der Ehemann der Geretteten, der endlich Otto neben seiner Frau entdeckt hatte. Er trat mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und erklärte: »Mein guter Herr Brückner! Wie schön, dass Sie uns heute Abend die Ehre geben!« Mit Ehrfurcht ergriff er Ottos Hand, die rechte, unverletzte, und schüttelte sie ausgiebig. »Was bin ich Ihnen dankbar. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr!«

Otto lächelte und erwiderte: »Ich widerspreche Ihnen nicht gerne, Baron Silberbach. Aber in dem Punkt muss ich richtigstellen: Ich bin selbst glücklich verheiratet. Was es für Sie bedeuten mag, dass Ihre Gattin durch eine glückliche Fügung ...«

»Glückliche Fügung!«, fiel ihm Silberbach ins Wort. »Nein, nein, mein Lieber. Die glückliche Fügung, das waren Sie!« Er nickte einem der Kellner zu und wandte sich dann an die

Gäste, während dieser sich anschickte, mit seinen Kollegen die bereitstehenden Tablett mit Champagner herumzutragen: »Verehrte Damen, werthe Herren, vielen Dank, dass Sie heute Abend gekommen sind, um mit mir den Mann zu würdigen, der meine liebe Frau im wahrsten Sinne des Wortes vor dem Untergang bewahrt hat. Herr Otto Brückner ist zum Retter in höchster Not geworden, als eine tückische Strömung sie mit sich gerissen hat. Beinahe wäre ein Badeausflug so zu einer Tragödie geworden und hätte mich zum Witwer gemacht.« Er hielt kurz inne und nickte langsam, um die Bedeutung seiner Worte zu unterstreichen. »Doch Herr Brückner war im richtigen Augenblick zur Stelle ...« Otto und Frau von Silberbach wechselten einen Blick. »Und er hat beherzt zugegriffen. Im wahrsten Sinne des Wortes! Er hat die Notlage erkannt und nicht gezögert, sondern gehandelt. Das ist es, was einen wahren Mann, einen Mann der Tat ausmacht. Deshalb habe ich Sie heute alle hierhergebeten, um mit mir auf das Wohl dieses Helden anzustoßen, dem ich mein Leben lang dankbar sein werde und der uns allen ein Vorbild sein möge.« Silberbach hob sein Glas. »In diesem Sinne erheben Sie bitte Ihre Gläser und lassen Sie mit mir Herrn Brückner hochleben, einen Menschen, der das Herz auf dem rechten Fleck trägt. Er lebe hoch!«

»Er lebe hoch!«, tönte es von den Geladenen zurück. »Hoch, hoch!«

Gläser klirrten, Gemurmel setzte ein. Doch Otto bat um Ruhe. »Erlauben Sie mir, auch ein paar Worte zu sagen, meine Herrschaften«, erklärte er und blickte in die Gesichter der Menschen, von denen er die meisten gut kannte. Es waren viele Honoratioren der Insel anwesend. Pastor Josef Karl, der merkwürdigerweise in Begleitung seiner Haushälterin gekommen war, Kurverwalter Pranner, Thorsten Brand, der Otto mit

Argusaugen beobachtete, Rüdiger Folkert, der Verleger des Helgoländer Tagblatts mit seiner Frau, die sich als gesellschaftlicher Mittelpunkt betrachtete, und viele andere, teils auch Kurgäste, die Otto gar nicht kannte. Einen allerdings kannten alle Anwesenden: Emil Jannings. Der Schauspieler war seit einigen Tagen im Imperial zu Gast und würde am Wochenende im Inseltheater auf der Bühne stehen. Seine Anwesenheit stellte jeden Besuch aus Politik, Wirtschaft oder Hochadel in den Schatten. Seit Wochen war über nichts anderes als über Jannings gesprochen worden, bis unvermittelt Ottos Heldentat zum Thema geworden war.

»Zuerst einmal bin ich froh und dankbar«, erklärte er, »dass Frau von Silberbach nichts passiert ist. Sie muss eine ausgezeichnete Schwimmerin sein, sonst hätte es sie viel früher unter Wasser gezogen. Und wenn mein braver Geselle Hinrich sie nicht entdeckt hätte, dann wäre diese Geschichte wohl nicht gut ausgegangen.« Er nickte Richtung Hink, der ganz hinten im Saal stand und sich verlegen noch weiter zurückzog. Einige der Gäste klatschten. »Der Rest war Routine mit ein bisschen Glück. Diese Insel ist es gewöhnt, dass Menschen um sie herum in Seenot geraten. Deshalb gehört es für Halunder ganz einfach dazu, schnell zu sein. Sie alle hätten das Gleiche getan. Deshalb bin ich kein Held, sondern einfach nur derjenige, der die Gelegenheit hatte und sie dann nach gut Helgoländer Art am Schopf packte. Wie heißt es doch so schön: Ende gut, alles gut. Danken wir dem lieben Gott einfach dafür, dass er uns diesen glücklichen Ausgang beschert hat.«

»Bravo!«, rief Pastor Karl an dieser Stelle und ergänzte: »Ich meine: Amen!«

Und Gregor von Silberbach hob einmal mehr sein Glas und rief: »Möge uns der Herr stets vor dem Unheil bewahren!« Er

reichte seiner Frau die Hand, die sich anmutig aus dem Sessel erhob, und bat die Gäste nach nebenan, wo zwei lange Tafeln für ein fürstliches Diner gedeckt worden waren.

\* \* \*

Es gibt nicht viele Dinge auf der Welt, die so unberechenbar sind wie eine Geburt. Auch wenn man schon sechs Kinder problemlos zur Welt gebracht hat, auch wenn man auf sich und das Ungeborene aufgepasst hat, auch wenn man die beste Hebamme der Welt bei sich hat, kann es dennoch geschehen, dass alles anders kommt als geplant. Birgitta Grüners Niederkunft jedenfalls verlief in jeder Hinsicht überraschend und dramatisch. Wie Tine rasch feststellte, hatte sich das Kind nicht richtig gedreht. Da das Fruchtwasser aber schon abgegangen war und die Wehen in immer kürzeren Abständen kamen, musste nun einmal die Geburt eingeleitet werden. Ausgerechnet Birgitta Grüner, die bisher ihren Nachwuchs allenfalls mit einem Seufzen zur Welt gebracht hatte, litt grausame Schmerzen und schrie, als würde das Kind sie innerlich zerreißen. Schon nach Minuten war Tine schweißgebadet. Dass Olaf Grüner, der solches Leiden von seiner Frau nicht gewöhnt war, immer wieder in die Kammer stürmte und Tine anbellte, sie solle doch um Himmels willen endlich etwas tun, machte es nicht leichter. Irgendwann verlor Tine die Nerven und verwies den Mann des Hauses. »Hör mir gut zu, Birgitta«, sagte sie mit rauer Stimme, als die Gebärende eine kurze Pause zwischen zwei Wehen hatte. »Das hier ist diesmal anders als sonst. Aber auch diesmal wirst du es schaffen. Ich gebe dir meine ganze Kraft, ja? Ich halte deine Hand, und du drückst sie ganz fest, dann tut es nicht so weh. Und mit der anderen Hand versuche ich, das Kind etwas weiter zu drehen, damit es leichter herauskommen kann.«

Doch es blieb schwierig und lange Zeit erfolglos. Zwischendurch sank Birgitta Grüner immerhin in eine kurze Ohnmacht, was beiden eine kleine Pause verschaffte. Aber natürlich war es höchste Zeit, das Kind endlich aus ihrem Leib zu holen, ehe es einen Schaden erlitt. »Die gefährlichste Zeit im Leben ist die Geburt«, hatte die alte Hebamme Frau Liebrecht immer gesagt. »Für beide: die Mutter und das Kind.« Und sie hatte recht gehabt. Manche Mutter hatte Tine schon im Kindbett sterben sehen, manches Kind war tot zur Welt gekommen. Aber dieses Kind, das sollte doch um Himmels willen gesund geboren werden!

Endlich gelang es Tine, es zu drehen. Doch auch dann wurde es nicht leichter. Der Kopf war sehr groß, Birgitta Grüner blutete längst heftig, der Damm war eingerissen. Sie musste schrecklich leiden. Tine rief nach dem Jungen, der sie vorhin geholt hatte. Der saß beklommen mit den anderen Kindern unten in der Stube und knetete seine Hände. Etwas zu tun zu haben musste ihm wie eine Erlösung erscheinen. »Lauf und hol Doktor Fest!«, befahl ihm Tine, um sich sogleich wieder der werdenden Mutter zu widmen. Mühsam ging es voran, aber zumindest ging es voran. Dann, es musste eine Ewigkeit später sein, war er endlich da, der Knabe, den Birgitta Grüner so schmerzhaft und so mühsam zur Welt gebracht hatte. Rasch schnitt Tine die Nabelschnur durch und wickelte das Kind in eine Decke, um es der Mutter auf den Leib zu legen. Wo blieb nur der Arzt! Für einen Augenblick ließ sie die Frau alleine und riss die Tür auf. Die frische Luft war eine Wohltat, sicher auch für Frau Grüner. »Heiner?«, rief sie. Da polterte der Junge durch die Tür. Offenbar war er bis zu dieser Minute unterwegs gewesen. »Und?«

»Ich ...« Er bekam kaum Atem. »Ich ... habe ihn ... nicht

gefunden ... Frau Heesters! Ich habe ... überall ... gesucht. Wirklich!« Im nächsten Moment brach er in Tränen aus, während es Tine wie Schuppen von den Augen fiel: »Er ist im Imperial.«

»Im ... Imperial?«

»Ja, Heiner. Er ist bestimmt bei dem Empfang dort. Kannst du noch einmal laufen und dort nach ihm fragen? Sag am Empfang, dass ich dich schicke und dass es dringend ist.«

Heiner nickte und war schon aus der Tür, ehe Tine ihm noch weitere Anweisungen hätte geben können. Birgitta Grüner lächelte tapfer. Aber es war ihr anzusehen, dass sie immer noch litt. Tine hoffte nur, dass sie nicht auch innerlich verletzt war. »Ein hübscher Junge«, sagte sie, während sie die Wunde mit etwas Alkohol abtupfte und mit einem ausgekochten Leinentuch, wie sie es immer in ihrer Tasche hatte, die Blutung zu stillen versuchte.

»Er kommt nach seinem Vater«, flüsterte Birgitta Grüner. »Er hat genau die gleichen Augen.«

»Ja«, bestätigte Tine. Und er ist genauso schwierig, dachte sie, behielt es aber für sich.

Als Doktor Fest endlich kam, sah die Lage schon gar nicht mehr so dramatisch aus. »Ich werde noch zwei, drei Stiche nähen«, erklärte er. »Den Rest erledigt die Natur.«

Das klang harmloser, als es im täglichen Leben für die Frauen oft war. Denn wenn etwas gerissen war, dann hieß das oft wochen- oder monatelange Beschwerden und Schmerzen. Manche Frau, der eine Erholungszeit nicht vergönnt war, weil sie sich um die Kinder und den Haushalt kümmern oder gar noch Geld dazu verdienen musste, wurde nie wieder ganz heil. Als hätte Fest ihre Gedanken erraten, erklärte er: »Ich mache das ganz sorgfältig, Frau Heesters. Und ich gebe ihr eine gute

Salbe zur Wundheilung. Frau Grüner wird schon bald wiederhergestellt sein.«

»Danke, Herr Doktor.« Tine nickte ihm zu und packte ihre Sachen zusammen.

»Und Sie sollten sich ein wenig beeilen, damit Sie noch ein wenig von der schönen Soirée im Imperial mitbekommen.«

»Soirée?«

»Dem Abend für Ihren Schwiegersohn.«

»Oh. Ja. Ich beeile mich.«

Aber erst, als die Tür des Imperial einige Minuten später hinter ihr zufiel und sie die Klänge der kleinen Kapelle hörte, die auf Silberbachs Geheiß hin aufspielte, wurde ihr bewusst, wie unmöglich sie aussah. Ihr Kleid war voller Blut, ihre Haare hingen in wilden Strähnen um den Kopf, und im Eifer des Gefechts hatte sie sich auch noch einen Strumpf zerrissen! So konnte sie unmöglich zu der feinen Abendgesellschaft stoßen. Sie wandte sich um und wollte das Hotel so schnell wie möglich wieder verlassen, da hörte sie in ihrem Rücken die Worte: »Tine! Endlich!«

\* \* \*

Es war Henning Pfeifer, dem das Imperial gehörte, dessen Auftauchen bei einem solchen Ereignis aber auch sonst unvermeidlich gewesen wäre. Schließlich gehörte er zu den heimlichen Herrschern dieser Insel. »Henning. Ich wollte gerade wieder gehen.«

»Wieder gehen? Wie kommen Sie darauf? Wir haben Sie schon den ganzen Abend vermisst!«, rief Pfeifer, wie immer einen Tick zu großspurig, um ernst genommen werden zu können.

»Aber sehen Sie mich doch nur an«, erklärte Tine hastig und



wandte sich schon wieder dem Ausgang zu. »Ich war bei einer Geburt. Es hat viel länger gedauert als geplant. Viel länger«, murmelte sie.

Doch Pfeifer hakte sie unter, entschlossen, kein Argument gelten zu lassen, das Tines Flucht gerechtfertigt hätte. »Sie sehen wundervoll aus. Kommen Sie!«

Überrumpelt ließ sie sich mitziehen und stand schon im nächsten Augenblick im kleinen Tanzsaal, wo soeben Pause gemacht wurde und sich die Gäste wieder zu ihren Tischen begaben. Pfeifer gab dem Kapellmeister ein Zeichen, worauf die Musiker einen Tusch spielten, dann hob er die Hände und drehte sich im Kreis der Tanzfläche: »Meine lieben Gäste! Je später der Abend, umso schöner die Gäste. Zu guter Letzt hat auch unsere liebe Frau Tine Heesters den Weg ins Imperial gefunden, um sich unserer kleinen Gesellschaft anzuschließen.« Und für diejenigen, die es nicht wussten, ergänzte er: »Sie ist die Schwiegermutter unseres Helden. Und sie ist selbst eine Heldin! Soeben hat sie als Hebamme noch ein Kind zur Welt gebracht und Frau Röttges von einer gesunden Tochter entbunden!«

»Frau Grüner«, korrigierte Tine.

»Frau Grüner natürlich!«, rief Pfeifer gönnerhaft.

»Von einem Sohn.«

An der Stelle war der Immobilienspekulant einen Moment sprachlos. Doch dann fiel er in das Gelächter der Gäste ein. »Jedenfalls eine großartige Frau, die liebe Frau Heesters! Einen Applaus bitte!«

Beschämt schritt Tine unter Klatschen und beifälligem Gemurmel der Anwesenden über den Tanzboden hinüber zu dem Tisch, an dem Otto und Jette saßen, machte einen kleinen Knicks vor Gregor von Silberbach und seiner Frau und setzte

sich dann auf den freien Stuhl, der für sie reserviert worden war.

Und auch, wenn bis hierhin nichts an diesem Abend so gekommen war wie geplant, entpuppte er sich doch als ein denkwürdiges Ereignis. Der Bankier ließ es sich nicht nehmen, Tine zum Tanz aufzufordern, und führte sie dann so souverän übers Parkett, dass Tine voll Wehmut an die kurze Zeit zurückdenken musste, in der sie mit ihrem Mann Henry tanzen gegangen war. Er wäre jetzt vielleicht in Silberbachs Alter gewesen. Vermutlich hätte er sich mit ihm sogar gut verstanden, denn der Bankier war ein kultivierter und eleganter Mann, der sich rege für seine Mitmenschen interessierte und sich selbst nicht zu wichtig zu nehmen schien. »Hebamme – das ist ein wunderbarer Beruf. Wo haben Sie ihn erlernt, Frau Heesters?«

Tine lachte. »Wie das so ist bei den einfachen Leuten und noch dazu auf einer Insel weit draußen«, erklärte sie. »Da findet die Ausbildung in der Praxis statt.«

»Aha?«, machte Silberbach. »Und in welcher Praxis?«

»Der des Alltags.«

»Verstehe«, erklärte der Bankier. »Sie haben Ihr Handwerk durch Ausübung desselben gelernt. Aber kann man das denn so ohne weiteres? Ich meine, verstehen Sie mich nicht falsch, das scheint mir doch etwas ... gefährlich?«

»Ich habe nicht experimentiert, falls Sie das denken, Herr von Silberbach«, stellte Tine klar. »Ich hatte eine ganz außergewöhnliche Hebamme, die mir dieses Handwerk beigebracht hat.«

»Diese Kunst«, verbesserte Silberbach.

»Wie immer Sie es sehen«, erwiderte Tine. »Aber sie ist leider lange tot, und ich bin seither die einzige Hebamme auf der Insel.«

»Die einzige Hebamme! Meine Güte!«, lachte Silberbach. »Es ist mir eine Ehre, die einzige Hebamme der Insel übers Parkett führen zu dürfen.«

»Und die einzige Blumenhändlerin dazu«, fiel Tine in sein Lachen ein.

»Verstehe.« Silberbach wurde ernst. »Ich nehme an, der Beruf der Hebamme ist nicht sonderlich gut bezahlt?«

Tine seufzte. »Ich bekomme, was man mir gibt. Und viele Familien hier sind nicht sehr wohlhabend.«

Eine Weile schwieg Silberbach, während er sich mit Tine zum Walzer drehte und seinen Blick über die Gäste schweifen ließ. »Ich möchte Ihnen etwas gestehen, Frau Heesters«, sagte er schließlich. Und nach einem Augenblick: »Ich habe mich verliebt.«

Tine blieb stehen. »Bitte?«

»Ich habe mich verliebt, Frau Heesters. In Ihre Insel. Dieses Helgoland scheint mir der zauberndste und wundersamste Ort auf der Welt. Es ist unvergleichlich schön hier, die ganze Welt trifft sich auf diesem strahlenden Felsen mitten im Meer. Und dann lebt hier auch noch ein kleines Völkchen von geborenen Helden. Wie Ihr Schwiegersohn – und Sie, Frau Heesters. Das alles hat mein Herz im Sturm erobert. Ganz abgesehen davon, dass ich einem Einheimischen das Leben meiner Frau verdanke.« Er führte Tine zurück zu ihrem Platz und wandte sich dann noch einmal an die anwesenden Gäste. »Meine Damen und Herren!«, rief er. »Erlauben Sie mir noch einmal ein paar Worte. Wie ich eben der entzückenden einzigen Hebamme und Blumenhändlerin der Insel gestanden habe, habe ich mein Herz verloren.« Er blickte zu seiner Frau hin. »Zuerst natürlich an Dich, meine Liebe.« Dann wieder in die Runde: »Aber auch an diese unvergleichliche kleine Insel.

Helgoland erscheint mir als das Paradies auf Erden.« An der Stelle unterbrach ihn ein kurzer Applaus der anwesenden Insulaner. Er nickte und fuhr fort: »Als mir Frau Heesters eben aus ihrem Leben erzählte, keimte in mir spontan der Entschluss, etwas zu schaffen, was den Ruhm und die Ehre dieser bezaubernden kleinen Welt mehren und verbreiten könnte. Und ich weiß auch schon, was es sein soll: ein ›Club von Helgoland‹. Eine Vereinigung von Menschen, die sich der Förderung des Insellebens verschreiben und einen tätigen Beitrag dazu leisten. Es wäre mir eine Ehre, wenn Sie, liebe Frau Heesters, und Sie, lieber Herr Brückner, die ersten Ehrenmitglieder unseres Clubs werden würden. Ich bin sicher, dass ich schon heute Abend eine Reihe von regulären Mitgliedern einwerben werde.«

»Eines haben Sie schon, Herr von Silberbach«, rief ein Herr aus dem Hintergrund und hob die Hand. Alle blickten sich um, und ein Raunen ging durch den Saal, als klar wurde, dass es der berühmte Emil Jannings gewesen war, der seine Mitgliedschaft im »Club von Helgoland« erklärt hatte. »Bravo, lieber Herr Jannings!«, rief Silberbach. »Es ist mir eine Ehre, mit Ihnen gemeinsam zu den Gründungsmitgliedern zu gehören.«

Am späteren Abend saß die Gründungsgesellschaft des »Clubs von Helgoland« im Raucherzimmer des Imperial beisammen und schmiedete Pläne, während sich die restlichen Besucher nach und nach verließen. Erschöpft und ein wenig verwirrt, vielleicht aber auch nur müde wegen der Anstrengungen und des Weins, trat Tine ins Freie und blickte hinüber Richtung Düne, wo nur noch einige wenige Positionslichter brannten. »... Juden und Kapitalisten ...«, hörte sie von irgendwoher, und sie wusste sofort, wessen Stimme es war. Thorsten Brand, der Mann, der ihr schon so viel Ärger bereitet hatte. Ein unangenehmer Zeitgenosse, der unerbittlich seine eigenen

Ziele verfolgte, ohne Rücksicht auf andere. »... das Juwel unseres deutschen Vaterlands unter den Nagel reißen.« So angestrengt sie auch lauschte, mehr war nicht zu hören, weil die Stimmen sich entfernten.

Von bangen Gefühlen geplagt machte Tine sich endlich auf den Heimweg. Ein Stück vor ihr gingen Jette und Otto Arm in Arm. Was für ein schöner Abend, dachte Tine. Und was für ein Glück. Auch wenn es immer jemanden gab, der es einem neidete.

\* \* \*

## *Zweites Kapitel*

**A**m nächsten Tag schloss Tine die »Blüenträume« später auf als üblich. Sie hatte den Schlaf allzu dringend gebraucht. Annemarie wartete schon vor der Türe. »Guten Morgen, Anni!«

»Moin, Tine! Wir sind spät dran.«

»Ich weiß. Entschuldige. Aber gestern war ein harter und langer Tag. Zuerst die Geburt bei Grüners und dann diese Feier für Otto ...«

Annemarie seufzte. »Da hätte ich gerne Mäuschen gespielt.«

»Tut mir leid, dass du nicht eingeladen warst.«

Annemarie winkte ab. »Wieso sollte ich zu sowas eingeladen werden«, stellte sie nüchtern fest. »Da gehöre ich doch nicht hin. Ich hätte auch gar nicht gewusst, was ich da anziehen soll.«

»Erinnere mich bloß nicht daran!«, lachte Tine und schlug sich die Hände vors Gesicht.

»Ist schon alles fertig für die Hotels?«, wollte Annemarie wissen, als sie den Laden betrat.

»Im Gegenteil«, erklärte Tine. »Ich habe bis vor ein paar Minuten geschlafen. Es tut mir wirklich leid.« Denn eigentlich hätte sie längst die Blumenarrangements für die Hotels Schlüter und Perle fertig haben sollen, die sie nach wie vor täglich versorgte. Auch das Kurhaus bestellte inzwischen gelegentlich bei ihr. Doch dort ging es weniger um permanenten Blumenschmuck als vielmehr um Veranstaltungen, für die sich die Häuser entsprechend herausputzten. Immerhin waren solche Aufträge gut fürs Geschäft und bewahrten Tine davor, in den

Monaten außerhalb der Saison in wirtschaftliche Nöte zu geraten.

Annemarie fackelte nicht lange, sondern machte sich nützlich. Es war eine ihrer herausragenden Eigenschaften: zuzupacken, wo es nötig war. Sie war eine patente und unkomplizierte Person, das mochte Tine an ihr. »Ich habe gehört, es war schwer für Birgitta?«

Tine seufzte. »Sehr schwer«, sagte sie. »Ehrlich gesagt war ich zwischendurch schon ziemlich am Verzweifeln.«

»Denkt man nicht nach sechs leichten Geburten.«

»Nein. Denkt man nicht«, stimmte Tine zu. »Aber so ist das nun mal: Man kann es nicht berechnen.«

»Ja«, lachte Annemarie. »Ist wie mit dem Wetter. Es macht, was es will.«

Tatsächlich strahlte es vor allem, das Wetter. Die Sonne übergoss Helgoland mit ihrem Glanz, die See lag ruhig rings um den Felsen, schon am Morgen blitzten die weißen Segel auf der Binnenreede und Richtung Elbmündung. Durch das Schaufenster konnte Tine die Spaziergänger erkennen, die die englischen Rosen bewunderten, die Orchideen aus Gent, die Tulpen und Narzissen aus Amsterdam, die Veilchen und Hortensien aus Hamburg. Ja, gerade im Frühjahr war die Auslage der »Blüenträume« spektakulär, vor allem seit Otto eine Markise angebracht hatte, die es Tine erlaubte, auch die empfindlicheren Gewächse ins Fenster zu stellen, ohne befürchten zu müssen, dass sie sogleich verwelkten. »Und du?«, fragte sie. »Kein Mann in Sicht? Du bist doch im besten Alter.«

»Na ja, wenn du meine Eltern fragst, bin ich das schon nicht mehr. Aber es ist eben schwierig. Die Guten sind irgendwie alle vergeben.« Leise fügte sie hinzu: »Und von den anderen möchte ich keinen.«

»Kann ich verstehen«, erwiderte Tine. »Aber vielleicht sind auch unter den anderen ein paar Gute, und du hast es nur noch nicht entdeckt.«

Annemarie zuckte die Schultern. Sie sah plötzlich so unglücklich aus, dass Tine bedauerte, sie darauf angesprochen zu haben. Sie räusperte sich. »Jedenfalls würde ich mich freuen, wenn ich eines Tages auch deine Hebamme sein dürfte.«

»Ja«, sagte die junge Frau. »Das fände ich auch schön.« Sie schnitt die Rosenstiele etwas kürzer, nachdem sie die Blumen zu Bündeln von je zehn Stück zusammengestellt hatte, wand rasch etwas Hanf darum und reichte sie Tine, die je vier Sträuße zusammen in einen Eimer mit Wasser stellte und nach draußen trug.

Inzwischen war auch Hink aufgetaucht, um die Blumen zu den Hotels zu liefern. Tine würde ihn begleiten und vor Ort alles arrangieren. Sie als geschickte Floristin wusste, dass es nicht nur auf die Ware ankam, sondern auch auf deren Inszenierung. Anni würde einstweilen den Laden hüten.

\* \* \*

Als sie eine gute Stunde später zurückkam zu den »Blütenräumen«, fand sie ihre Mitarbeiterin so ins Gespräch mit einem Kunden vertieft, dass Annemarie sie gar nicht wahrnahm. »Ich bin beeindruckt, wie viel Sie von diesen Dingen verstehen«, sagte der elegante Herr, der sich jetzt neugierig bei den Orchideen umsah, dessen Blick aber auch immer wieder mit noch größerem Interesse an der jungen Frau hing.

»Ach, das kommt mit der Zeit«, erklärte Annemarie und sprach mit höherer Stimme als sonst.

»Mit der Zeit? So jung wie Sie sind, können Sie aber noch nicht lange hier arbeiten.«



Sie lachte und schlug die Augen nieder. »Na ja. So jung bin ich ja nun auch wieder nicht.«

»Wie eine Frühlingsknospe«, sagte der elegante Herr. »Wenn ich mir den Vergleich erlauben darf.«

»Und wie können wir Ihnen helfen?«, schaltete sich Tine ein, die ein ungutes Gefühl bei der Sache hatte. Der Kunde war niemand von der Insel. Er war ein Kurgast oder geschäftlich auf der Insel – und er war eindeutig in einer anderen Liga als Anni, die nun einmal nichts weiter als eine gewöhnliche Blumenhändlerin aus gewöhnlichen Verhältnissen war. Sie stammte aus einer einfachen Fischerfamilie.

»Oh! Guten Tag. Nun, ich habe Ihre Blumen bewundert ...«, erklärte der Herr und blickte abermals zu Annemarie hin, die inzwischen einen ziemlich roten Kopf aufhatte, was sie durchaus reizend machte, wie Tine heimlich feststellen musste. »Und da bin ich hereingekommen ...«

»Und nun sind Sie hier, guter Mann«, stellte Tine trocken fest und trat hinter die Ladentheke. »Möchten Sie denn auch etwas mitnehmen?« Außer Anni, dachte sie und hoffte nur, dass sich das Mädchen nicht allzu große Hoffnungen machte.

»Vielleicht ein Sträußchen ... hm.« Er wandte sich an Annemarie. »Was würden Sie mir denn empfehlen?«

Annemarie holte Luft. »Also ich ... das kommt darauf an, wofür Sie die Blumen wollen.«

»Ach. Welche würden Sie denn nehmen? Als Zimmerschmuck.«

»Als Zimmerschmuck. Vielleicht ein kleines Stöckchen? Die Veilchen sind ganz frisch. Und sehr hübsch!«

»Sehr hübsch«, wiederholte der feine Herr und verschlang Annemarie mit seinen Blicken. »Ja. Die nehme ich.«

Verwirrt trat Annemarie zu den kleinen Blumenstöcken, um

die Tine eine zartweiße Papiermanschette gelegt hatte, sodass sie auch ohne Übertopf in der Tat ganz entzückend aussahen. »Und Sie sind als Gast auf der Insel?«, fragte Tine von der Theke aus den Kunden.

»Ganz recht, ja. Als Gast. Das heißt: geschäftlich.«

»Oh! Und welcher Art Geschäfte ist das denn, wenn ich fragen darf?«

»Ach, wir sind auf der Suche nach interessanten Investitionen, nichts weiter.«

»Wie aufregend!«, stellte Tine übertrieben neugierig fest, während sie aus dem Augenwinkel beobachtete, wie Annemarie das Stöckchen in Seidenpapier einschlug und mit einem rosa Band zuschnürte. »So etwas wie Hotels? Restaurants? Schiffsbeteiligungen?«

»Sie scheinen sich auf dem Gebiet auszukennen, Frau ...«

»Heesters«, sagte Tine. »Auskennen wäre übertrieben. Aber ich interessiere mich für die Dinge. Es ist viel in Bewegung auf unserer kleinen Insel. Da muss man aufmerksam sein.«

»Aufmerksam?«

»Vorsichtig.« Tine sah, wie Annemarie erschrocken aufblickte.

»Vorsichtig. Gewiss. Sie sind eine kluge Frau, Frau Heesters. Was bin ich schuldig?«

»Fünfundzwanzig Pfennige, bitte.«

»Mit dem größten Vergnügen.« Der feine Herr griff nach seiner Börse und zahlte.

»Vielen Dank, Herr ...«

»Schneider. Anton Schneider.«

»Vielen Dank, Herr Schneider. Einen schönen Tag noch.«

»Ihnen auch, Frau Heesters.« Er nahm Annemarie das Stöckchen aus der Hand und verbeugte sich leicht. »Und auch Ihnen, unbekannte Blumenhändlerin.«

Annemarie schlug die Augen nieder und knickste. Dann war der Mann aus der Tür, und die beiden Frauen sahen ihm mit sehr unterschiedlichen Gefühlen hinterher.

\* \* \*

Am Nachmittag brachte Jette die Kinder vorbei. Vor allem Julchen liebte es, im Blumenladen zu »helfen«. Tine suchte dann immer Aufgaben, am besten Bastelarbeiten, damit nicht allzu viele Blumen unter der gut gemeinten Hilfe litten. An diesem Tag durfte Julchen neue Manschetten für die Blumentöpfe falten und kleben, während Sven vor dem Haus mit den leeren Eimern spielte und zwischendurch mit Hink auch mal zum Brunnenplatz fuhr – auf dem Leiterwagen. Das war für ihn immer das größte Abenteuer.

»Wie war es denn in der Schule heute?«, fragte Tine ihre Enkeltochter.

»Wir haben über China gesprochen!«, erklärte Julchen wichtig. »Wenn ich groß bin, werde ich mal in Schanghai leben!«

»Oh, wirklich! Was willst du denn in Schanghai, Julchen?«

»Mein Mann muss dort arbeiten«, sagte Julchen, als wäre das doch sonnenklar.

»Ach, ist dieses Kind putzig!«, rief Frau Hansen, die in dem Moment zur Tür hereinkam. Und zu Julchen sagte sie: »Wie willst du das denn jetzt schon wissen, dass dein Mann mal in China arbeiten wird?«

»Er hat es mir gesagt!«, erklärte Julchen.

»Ach, dann weißt du wohl schon, wen du einmal heiraten wirst?«

»Natürlich? Ole aus der vierten Klasse.«

Die Frauen lachten. »Kinder!«, rief Frau Hansen. »Die träumen sich einfach ihre Welt zurecht, wie sie sie brauchen, was?«

»Ein großes Glück ist das«, sagte Tine. »Schade, dass wir das nicht alle können.«

»Nun, wir müssen einfach das Beste aus dem machen, was uns so geschieht, nicht wahr?«

»Und das tun wir, Irene. Was darf es denn heute sein?«

»Ob du mir für den Laden einen schönen Frühlingsstrauß zurechtmachst? Für die Auslage. Für morgen. Ich würde aber gleich bezahlen.«

»Gerne. Für eine Mark, wie immer?«

»Ja, bitte.«

Hansens Schneiderei florierte. Irene Hansen war in Berlin auf die Modeschule gegangen und mit frischen Ideen zurückgekommen. Seither galt das meiste, was man im Schaufenster des Geschäfts an Damenkonfektion sah, als »der letzte Schrei«. Manche Frau von Welt unternahm die Überfahrt nach Helgoland gar nur, um bei Hansens ein Kleid zu bestellen und anschließend auf der Terrasse des Imperial oder im Insel-Café auf der Düne einen Tee zu trinken und ein wenig in die Sonne zu blinzeln. Es waren vermutlich kleine Fluchten aus dem Alltag in Hamburg, Stade oder Cuxhaven. Aber auch Tine musste gestehen, dass sie oft voll Bewunderung die Auslage der Damenschneiderei Hansen betrachtete. Das hatte sie schon als junges Mädchen getan, und es sprach für die Hansens, dass sie es schafften, über eine lange Zeit immer attraktiv zu bleiben – dass sie mit der Zeit gingen. »Ich habe neulich dieses nachtblaue Kleid in eurem Schaufenster bewundert.«

»Freut mich, dass es dir gefallen hat«, sagte Irene Hansen. »Es ist für eine Kaufmannsgattin in Hamburg. Na ja, ob es die Gattin ist, wage ich zu bezweifeln ...«

»Mama war in Hamburg«, erklärte Julchen wichtig. »Sie hat dort gelernt!«

»Das ist aber nicht ganz so weit wie Schanghai«, stellte Irene Hansen fest und strich dem Mädchen übers blonde Haar.

»Egal. Erst lebe ich in Hamburg und dann in Schanghai.«

»War es deine Kreation?«, wollte Tine neugierig wissen, um noch einmal auf das Cocktailkleid in Nachtblau zurückzukommen.

»Sie hatte schon ziemlich genaue Vorstellungen«, gab Irene Hansen zu. »Die Pailletten waren meine Idee. Und dass wir es etwas kürzer machen sollten. Manche Frauen haben einfach Beine, die man zeigen sollte, wenn du verstehst, was ich meine.« Sie zwinkerte Tine zu.

»Ich werde meine Kleider auch alle bei Hansens kaufen!«, stellte Julchen klar und legte ihre Arbeit beiseite.

»Ich denke, du gehst nach Hamburg, Julchen!«, lachte Irene Hansen.

»Ach, dann machen Sie eben auch einen Laden in Hamburg auf!«, beschloss das Mädchen kurzerhand. »Sie haben dann ja schon eine Kundin dort.«

»Und vielleicht noch einen in Schanghai?«, schlug Tine vor.

»Gute Idee«, befand Julchen. »Damit ich auch schöne Kleider bekomme, wenn ich gerade dort bin.«

\* \* \*

An diesem Tag schloss Tine den Laden früher zu als üblich. Der größte Teil des Geschäfts fand ohnehin am Vormittag statt, gegen Nachmittag oder Abend kamen kaum noch Kunden in die »Blüenträume«. Auf einer kleinen Insel wie Helgoland war es anders als in der Großstadt, wo viele auf dem Weg vom Kontor nach Hause noch rasch ein paar Blumen für die Gattin kauften. Deshalb würde sie nicht viel verpassen, wenn sie etwas früher Feierabend machte. Der gestrige Tag steckte

ihr noch in den Knochen. Deshalb war sie froh, als Julchen von ihren Freundinnen zum Muschel- und Feuersteinesuchen abgeholt wurde. Die Kinder würden am Wochenende mit ihren Schätzen auf der Landungsbrücke sitzen und die schönsten Stücke den Inselgästen anbieten. So hatte das schon Otto gemacht, als er noch klein gewesen war.

Eine Weile blieb Tine noch im Laden stehen und blickte durch die geschlossene Tür nach draußen, beobachtete die Menschen, die einen weiteren zauberhaften Abend auf dieser wunderschönen Insel verbringen würden. Dann ging sie nach hinten in die Küche und machte sich ein einfaches Abendessen. Ihr Leben war so voll von Aufgaben und Ablenkungen, dass es ihr meist nicht schwerfiel, allein zu sein. Doch an manchen Tagen hätte sie sich gewünscht, es gäbe einen Mann in ihrem Leben. Jemanden, der auch da war, wenn es keinen besonderen Anlass gab. Jemanden, auf den sie sich verlassen konnte. Jemanden, der sich um sie sorgte – und der für sie sorgte. Denn auch wenn sie stark war und selbständig in allen Dingen, es fehlte ihr, wie Henry oder nach ihm Paul ihr Nähe und Aufmerksamkeit geschenkt hatten.

Tine war jetzt ungefähr fünfzig Jahre alt, genau wusste das niemand. Sie kannte ja nicht einmal ihren Geburtstag. Aber so war das nun einmal gewesen damals, in Hamburg, als sie als siebtes von zehn Kindern der Familie Tiedkens zur Welt gekommen war. Da war jedes weitere Kind eben nur ein weiteres Kind gewesen, noch eines von vielen Mäulern, die gestopft werden mussten. Und so war sie schon als junges Mädchen hinausgewandert auf die Marschwiesen vor Hamburg, hatte Blumen gepflückt und sie mit ihrem Korb zum großen Hafen gebracht, um sie an die Reisenden zu verkaufen, die von den Dampfern kamen. Sie dachte nicht mehr oft daran zurück.

Aber wenn sie es tat, konnte sie kaum glauben, wie sehr sich ihr Leben verändert hatte. Ja, sie war dankbar für all das Gute, das ihr widerfahren war. Doch in diese Dankbarkeit mischte sich immer wieder auch Schmerz über die schrecklichen Verluste, die sie erlitten hatte: Henry, der sich in seiner Verzweiflung zu Tode gestürzt hatte. Paul, der kurz vor Kriegsende mit seinem Schiff versenkt worden war. Fritzi, ihre jüngere Schwester, die einen Blinddarmdurchbruch nicht überlebt hatte ...

Sie räumte ihr Geschirr weg und warf sich eine Jacke über. Ein kleiner Spaziergang würde ihr guttun. Sie würde hinaufgehen ins Oberland und die Gräber besuchen. Henrys Grab und das von Fritzi. Paul lag irgendwo auf dem Grund der Nordsee. Sie dachte immer an ihn, wenn sie auf den Klippen stand und nach Norden blickte, dorthin, wo er auf seinem Panzerkreuzer die Heimreise angetreten hatte, bevor dieser vom Feind versenkt worden war.

St. Nicolai war ein stolzes Gebäude. Die Helgoländer hatten es prächtig geschmückt. Tine verband viele gute Erinnerungen mit der Kirche, nicht zuletzt, weil sie lange Jahre mit dem ehemaligen Pastorenpaar befreundet gewesen war. Auch diese beiden waren längst nicht mehr am Leben. Auch ihre Gräber besuchte Tine, ehe sie sich noch einmal für einige Augenblicke in eine der Kirchenbänke setzte, um zu beten. Den Psalm zu sprechen, den sie so oft in der Pastorei aufgesagt hatte:

*Der Herr ist mein Hirte.*

*Mir wird nichts mangeln.*

*Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum  
frischen Wasser.*

*Er erquicket meine Seele ...*

Ob es nicht doch klüger wäre, Pfeifers Angebot anzunehmen? Ja, sie liebte den Blumenladen. Aber Jette und Otto waren gut versorgt, sie lebten ihr eigenes Leben. Und sie selbst würde keine Not leiden, wenn sie die »Blüenträume« verkaufte. Otto hatte ihr zum Verkauf geraten. »Wozu machst du dir die viele Arbeit? Und wenn mal eine Saison schlecht läuft, hast du viel Geld investiert und verloren.« Aber sie machte sich die Arbeit ja nicht fürs Geld, sondern weil sie sie liebte. Und das Haus liebte sie auch.

Nur einsam war es. Wenn man die Abende alleine verbringen musste ... Sie dachte an den Kunden vom Vormittag und an Anni, die so von ihm umschmeichelt worden war. Hatte sie ein wenig zu ruppig reagiert? War sie am Ende gar eifersüchtig auf Annis Wirkung gewesen?

Nein, das war sie nicht. Sie hatte nur Sorge gehabt, dass es eine dieser Geschichten würde, wie sie sie schon mehrfach erlebt und von denen sie noch öfter gehört hatte: Ein reicher Geschäftsmann verbringt ein paar Tage auf Helgoland und lacht sich ein junges Ding von der Insel an, dem er den Himmel auf Erden verspricht. Dann, eines Tages ist er wieder weg. Nach Hamburg oder Bremerhaven. Zu seiner Familie, die er mit keinem Wort erwähnt hat. Und zurück bleibt ein gebrochenes Herz. Ein Schicksal, vor dem sie Anni unbedingt beschützen wollte.

\* \* \*

Fürs Wochenende war die »Nordseewoche« angesetzt. Die spektakulärste Regatta würde in den Gewässern rund um Helgoland stattfinden. Schon seit Tagen kamen immerzu Teilnehmer aus allen Richtungen mit ihren Yachten an. In den beiden Häfen drängten sich die Bootsleiber aneinander, die Hotels



und Restaurants der Insel waren bevölkert von einer besonders wohlhabenden und eleganten Klientel. Sportsmänner und ihre umwerfenden Begleiterinnen bevölkerten den Felsen, und nicht nur aus den Hansestädten war die Presse gekommen. Denn die Nordseewoche interessierte ein begeistertes Publikum weit über die Küsten des Deutschen Reichs hinaus. Englische Reporter waren da, niederländische und dänische. Franzosen hatten das Insel-Café scheinbar unter ihre alleinige Kontrolle gebracht. An jeder Ecke, auf jeder Klippe schien ein Fotograf zu stehen, um sich den besten Platz für das große Ereignis zu sichern oder, wenn möglich, zwischendurch noch ein paar Schnappschüsse prominenter Besucher zu erhaschen. Die Nordseewoche war das Thema der Saison.

»Moin, Tine«, rief Otto, als sie auf der Landungsbrücke ihre Lieferung aus Hamburg entgegennahm.

»Oh, Otto! Ich hatte dich gar nicht gesehen.« Sie winkte ihm zu. »Neues Boot? Ach, es ist das, das du mir in der Werkstatt gezeigt hast, richtig?«

»Genau das.«

»Jetzt sieht es aber großartig aus. Mit Mast und Kajüte und strahlend weiß gestrichen.« Sie seufzte. Henry hätte dieses Boot geliebt. Er war so begeistert gewesen vom Segeln.

»Es ist auch großartig, Tine. Möchtest du mitkommen auf Jungfernfahrt?«

Tine lachte. »Im Ernst? Es ist die Jungfernfahrt? Ach was, dafür brauchst du keine alte Jungfer an Bord. Fahr du nur und genieß deinen Ausflug.«

»Ich werde sie ›Jette‹ nennen.«

»Das finde ich eine schöne Idee, Otto.«

Er winkte, dann machte er die Leine los. Das Boot war nicht motorisiert, weshalb es erst langsam Fahrt aufnahm, als er das

Vorsegel aufzog und unmittelbar danach das Besansegel, das übers Heck hinausragte. Tine blieb noch eine Weile stehen und blickte ihm nach. Erst jetzt, da es ein Stück entfernt war, erkannte sie, dass dieses Boot größer war, als es ihr zunächst erschienen war. Eine Yacht war das geworden, keine kleine Jolle, wie einst Henrys »Rebecca«.

»Bin ich zu spät?«, fragte Jette, die in diesem Moment neben Tine auftauchte und ganz außer Atem war.

»Wie du siehst ...« Tine deutete auf die Spitze der Landungsbrücke, um die herum in dem Augenblick Otto mit seinem Boot bog, sodass nur noch das weiße Segel zu erkennen war.

»Wie schade. Ich wollte ihm noch Glück wünschen. Das Boot ist sein ganzer Stolz.«

»Das schien mir auch so«, sagte Tine.

»Er hofft, dass er bei den begeisterten Seglern, die gerade da sind, Kunden findet, die ihm solche Meisterstücke abkaufen.«

»Sollte nicht zu schwer sein«, befand Tine. »Es sieht hinreißend aus.« Schon war Otto südlich der Düne angelangt und steuerte Richtung Backbord. Offenbar wollte er hinter der Nebeninsel herum und nach Norden fahren. Schräg neigte sich das Hauptsegel bei dem Manöver über die Wellen, doch dann schoss das Boot aus Tines und Jettes Blickfeld. »Ein echter Abenteurer, dein Mann«, erklärte Tine und lachte. Die zuckte die Achseln. »Hm«, machte sie. »Ich bin extra herübergekommen von der Düne, um ihn beim Ablegen zu sehen. Und jetzt ist er weg. Wenn ich gewusst hätte, dass er Richtung Düne fährt ...« Sie lächelte. »Was soll's, ich beeile mich, wieder hinüberzukommen. Wir können uns vor Gästen gerade gar nicht retten.«

Kurz darauf winkte Jette ihrer Mutter zu und legte mit der

Dünenfähre wieder ab. Eigentlich hätte sie sich ohnehin nicht frei nehmen sollen, auch nicht für eine halbe Stunde. Im Insel-Café wurde gerade jede Hand gebraucht. Und den Franzosen machte man es nicht so ohne weiteres recht. Die hatten zum Teil sehr eigene Vorstellungen davon, wie der Kaffee zubereitet sein sollte und der Kuchen zu servieren war.

Sie sprang gerade aus dem Boot, als sie hinter sich eine vertraute Stimme hörte: »Jette! Hier!« Als sie sich umwandte, legte Otto an dem Steg an, auf dessen anderer Seite die Fähre angelandet war. Er hatte die Nebeninsel umrundet und war gleichzeitig angekommen.

»Wie hast du das denn geschafft?«, rief Jette. »Ich habe dich doch eben noch da drüben gesehen!« Sie deutete gen Osten.

»Das hat dieses hübsche Boot hier geschafft«, erklärte Otto und sprang an Land. »Das du morgen taufen darfst, nachdem es mit dieser Jungfernfahrt alle Prüfungen vorbildlich bestanden hat.«

»Aha? Tauft man nicht erst und macht dann die Jungfernfahrt?«, entgegnete Jette. »Und hast du überhaupt schon einen Namen für das Boot?«

»Es ist kein Boot, Jette, es ist eine Yacht. Und man macht die Jungfernfahrt nach der Taufe, wenn man es nicht selbst gebaut hat. Aber als Schiffsbauer darf man schon mal eine Probefahrt unternehmen – die ist dann gleichzeitig die Jungfernfahrt, denn wie das so ist, mit den Jungfern ...«

Jette legte ihm lachend die Hand auf den Mund. »Lass gut sein«, rief sie. »Das will niemand wissen.«

»Tja, dann nicht«, sagte Otto, nachdem er ihre Hand genommen und geküsst hatte. »Aber den Namen, den willst du schon wissen, ja?«

»Mhm. Ich bin neugierig.«

»Rate mal.«

»Julia?«

»Julchen? Auch eine hübsche Idee«, befand Otto. »Ich dachte aber mehr an Jette.«

»Jette? Im Ernst?«

»Es ist das schönste Boot, das ich je gebaut habe. Ich sollte es also nach der schönsten Frau benennen, die ich kenne.«

Statt einer Antwort küsste Jette ihren Mann. Sie küsste ihn lange und innig, bis einige Dünenbesucher in der Nähe zu kichern, andere zu klatschen begannen. Verlegen befreite sich Jette aus Ottos Umarmung. »Wir setzen das besser später woanders fort«, flüsterte sie.

»Darauf komme ich zurück«, erwiderte Otto mit einem Grinsen.

»Nicht doch lieber Henriette?«

»Mein Schatz, das ist ein schnelles Boot. Ein sehr schnelles! Das nennt man nicht Henriette. Ich finde, Jette passt perfekt.«

»Tja dann ...« Jette küsste ihn nochmal und machte sich eilig auf den Weg zurück ins Insel-Café, während Otto die Yacht gleich darauf zu einem Liegeplatz im Südhafen steuerte. Einige Kleinigkeiten würde er noch korrigieren müssen. Vor allem die Steuerung war ihm noch nicht geschmeidig genug. Aber ansonsten war er nicht nur zufrieden, sondern geradezu euphorisch. Am liebsten hätte er laut gejubelt. Er hatte schon viele Boote gefahren, Boote unterschiedlichster Bauart und aus unterschiedlichstem Material, Boote mit jeder Art von Segeln, kleine und große, Boote traditioneller Fertigung und auch manches nautische Experiment. Aber keines von all den Booten war so elegant über die Wellen geflitzt wie dieses gute Stück, keines hatte jedem kleinsten Befehl so bedingungslos gehorcht und sich seinem Willen so unterworfen wie die zu-

künftige »Jette«. Als er davorstand und es in der Abendsonne strahlen sah, wusste er, dass er mit der Jette das Boot seines Lebens gebaut hatte.

»Eindrucksvoll«, stellte ein Herr im Sommerfrack fest, der sich unbemerkt neben ihn gestellt hatte und ebenfalls auf das Boot blickte. »Ich habe Sie beobachtet.«

»Danke«, erwiderte Otto, dem der Gedanke nicht behagte, beobachtet worden zu sein.

»Sie nehmen teil?«

»Teil? Was meinen Sie?«

»An der Regatta. Sie haben eine Startnummer.« Der Herr griff in seine Brusttasche und entnahm ihr eine Visitenkarte, die er Otto hinhielt. »Wilhelm Tegten. Bremen. Angenehm.«

»Angenehm«, entgegnete Otto den Gruß, obwohl es nicht der Wahrheit entsprach. »Otto Brückner. Und nein, ich habe keine Startnummer. Das Boot ist auch zu neu. Ich habe noch keinerlei Übung damit.«

»Was man nicht bemerkt hat. Im Gegenteil, es sah aus, als wären Sie ein eingespieltes Team, Sie und Ihr Boot, Herr Brückner.«

»Danke. Sie haben ein gutes Auge, Herr Tegten. Sie sind vom Fach?«

»In gewisser Weise ja. Ich bin Reeder. Wie ich sehe, trägt es noch nicht einmal einen Namen. Sie haben es ganz neu gekauft?«

»Ich habe es gebaut«, erklärte Otto, nicht ohne Stolz. »Es wird ›Jette‹ heißen.«

»Verstehe. Nun, ich wäre bereit, hundert Goldmark auf Sie und Ihr Boot zu setzen, wenn Sie an der Regatta teilnehmen.«

Otto lachte. »Sie scherzen.«

»Nein, ganz im Ernst. Mit Wetten macht man keine Scherze.

Nicht als Ehrenmann. Hundert Goldmark auf Sie und Ihr Boot.«

Damit wäre Otto die Zulassung zum Rennen sicher. Denn natürlich ging es hier wie überall ums liebe Geld. Und eine Wette in der Höhe machte das Rennen attraktiv.

»Sie müssten allerdings zehn Goldmark dagesetzen.«

»Wie bitte? Sie erwarten, dass ich gegen meinen Sieg setze?«

»Eine Wette ergibt nur Sinn, wenn beide etwas riskieren. Hundert Goldmark für Sie, wenn Sie gewinnen, zehn für mich, wenn Sie verlieren.«

\* \* \*

»Du bist verrückt.«

»Aber Jette! Denk doch nur! Hundert Goldmark! Und die Siegesprämie! Wir wären auf einen Schlag all unsere Sorgen los!« Otto lief in der Stube auf und ab. Er hatte die ganze Nacht kaum geschlafen. Am Morgen endlich, nachdem sie selbst immer wieder von seiner Unruhe geweckt worden war, hatte Jette ihn zur Rede gestellt. Und da hatte er ihr von Tegtens Angebot erzählt.

»Und wenn du verlierst, werden wir sie nie mehr los, Otto«, erklärte sie.

»Wieso? Ich werde gewinnen!«

»Das kannst du nicht wissen, Otto.«

»Glaub mir, ich weiß es. Die ›Jette‹ ist die schnellste Yacht, die je über die Nordsee gesegelt ist.«

»Und doch brauchst du Wind. Und du weißt nicht, mit welchen Manövern dich die Konkurrenten ausbremsen, wenn du Pech hast.«

»Ich muss ihnen einfach davonfahren.«

»Einfach. Ja, wenn das immer so einfach wäre. Weißt du

noch, letztes Jahr, als sie Zehner eingekeilt und um den Sieg gebracht haben?»

»Es war sein Fehler. Er hätte nicht ...«

»Otto!«

»Aber Jette! Hundert Goldmark! Stell dir vor, wie wir unser Geschäft ausbauen könnten. Ich könnte eine neue Halle beim Hafen bauen und Geräte anschaffen, mit denen wir ...«

»Otto!«, rief ihn seine Frau zurecht.

Er hob die Hände. »Und selbst wenn«, sagte er. »Zehn Goldmark könnten wir aufbringen. Das würden wir auch schaffen.«

»Vielleicht.« Jette blickte aus dem Fenster, als könnte sie dort die Zukunft sehen. »Aber wozu? Ich traue dem Mann nicht. Wieso sollte er eine so törichte Wette eingehen? Und wieso sollst du gegen deinen eigenen Sieg wetten?«

»Aber so gehen Wetten nun einmal: dass es zwei Beteiligte gibt.«

»Er könnte im Casino wetten. Ich habe gehört, dort gibt es einen Buchmacher, bei dem auf die Regatta gewettet wird.«

»Das tut er wahrscheinlich«, erklärte Otto. »Ich bin sicher, er schließt beim Buchmacher eine Wette ab, die ihm mehr bringt als die hundert Goldmark.«

»Für mich klingt das unsinnig«, stellte Jette kühl fest. »Dann bräuchte er nicht mit dir zu wetten.«

»Aber verstehst du denn nicht? Mit der Wette spornt er mich doppelt an zu gewinnen. Ich will die hundert Goldmark erringen und den Verlust von zehn Goldmark vermeiden. Also werde ich alles geben, um zu gewinnen. Und weil ich als Segler keinen Namen habe und noch niemand mein Boot kennt, wird er eine glänzende Börse beim Buchmacher bekommen. Zwanzig zu eins vielleicht. Wenn er nur zehn Goldmark auf mich setzt, bekommt er schon zweihundert heraus. Dazu noch

die zehn von mir ...« Otto schmalzte mit der Zunge. »Er ist wirklich gerissen.«

»Zu gerissen für meinen Geschmack«, sagte Jette.

Otto verdrehte die Augen. Es gab nun einmal Dinge, von denen Frauen nichts verstanden. Bootsbau zum Beispiel. Oder Wetten. »Ich muss wieder an die Arbeit.«

Jette griff nach seinem Arm. »Otto? Tu nichts Unüberlegtes.«

Er nickte, doch er scheute ihren Blick.

»Versprich es mir.«

»Jette ...«

»Bitte, Otto!«

Er seufzte: »Nichts Unüberlegtes. Gut. Ich verspreche es dir.« Dann war er aus der Tür.

\* \* \*

»Und?«, rief Tegten, als er Otto auf seinem Boot arbeiten sah. »Haben Sie es sich überlegt?« Der Reeder blinzelte in die Sonne und fuhr sich durchs Haar. Den Hut, den er nach Art der Londoner Geschäftsleute trug, hielt er in der Hand.

Otto sprang auf den Kai. »Ich weiß nicht, Herr Tegten«, erklärte er. »Ich kann das nicht allein entscheiden.«

»Ihre Frau?«

Otto nickte.

»Natürlich«, stellte der Reeder mit leicht spöttischem Lächeln fest. »Es sind immer die Frauen.«

»Aber sie hat ja auch recht«, stellte sich Otto vor seine Frau. »Für Sie mögen hundert Goldmark ein Spaß sein, Sie sind ein großer Reeder in Bremerhaven. Für uns sind zehn Goldmark eine gewaltige Summe. Auf Helgoland hantieren wir nicht mit solchen Beträgen.« Und leiser fügte er hinzu: »Zumindest nicht als kleiner Bootsbauer.«



Tegten nickte, als wüsste er alles sehr genau und hätte nichts anderes erwartet. »Wenn Sie immer ein kleiner Bootsbauer bleiben wollen, dann halten Sie sich stets an den Rat Ihrer Frau. So wird Ihnen nichts geschehen, und Sie werden Ihr Leben als einfacher und braver Mann zubringen und vermutlich sogar ohne Feinde sterben.« Er sog tief den Wind ein, der von der See über den Felsen wehte. »Aber wenn Sie aufsteigen wollen, Brückner, wenn Sie größere Ziele im Leben erreichen wollen. Wenn Sie irgendwann zu den bedeutenden Männern gehören wollen, denen, die etwas bewegen und zu denen man aufblickt, dann sollten Sie vielleicht doch Ihrer inneren Stimme folgen.« Er warf die Hände in die Luft. »Ich denke nur laut, verzeihen Sie.« Er setzte seinen Hut auf und nickte Otto noch einmal zu. »Mein Angebot steht.«

An diesem Abend gönnte sich Otto ein kühles Bier im »Seeadler«. Mit Bert Rickens verband ihn eine lange Freundschaft. Sie hatten gemeinsam den größten Teil der Kriegsjahre durchgestanden, als die allermeisten Inselbewohner evakuiert gewesen waren. »Weißt du, Bert«, sagte er. »Dieses Boot ist das beste, das ich je gebaut habe.«

»Und das will was heißen«, konstatierte Rickens, der sehr genau um Ottos außergewöhnliches Talent wusste.

Otto nickte und fixierte einen Punkt im Nirgendwo. »Es juckt mich wirklich in den Fingern, es der Welt zu zeigen. Ich denke, ich könnte es schaffen.«

»Die Regatta zu gewinnen?«

»Ja. Ich glaube, das wäre möglich.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte der Wirt.

»Nicht?«

»Nein. Ich *glaube* es nicht, ich weiß es. Wenn du antrittst,

wirst du gewinnen. Erstens weil niemand besser beurteilen kann als du, ob dieses Boot dazu in der Lage ist, und zweitens weil es auf der Insel keinen besseren Bootsmann gibt als dich. Vermutlich an der ganzen Nordsee nicht.«

»Also sollte ich antreten?«

»Das habe ich nicht gesagt«, widersprach Rickens.

»Aber du sagst doch, ich werde gewinnen.«

»Die Regatta ja.« Der Wirt zapfte sich selbst ein Bier und nahm einen Schluck. »Aber hier geht's um was. Zehn Goldmark sind verdammt viel Geld.«

»Aber du sagst doch selbst, ich werde nicht verlieren. Dann kann es mir doch egal sein.«

Der Wirt beugte sich vor und sah Otto, der um einiges jünger war, in die Augen. »Das Problem ist nicht, dass du das Geld verlierst, sondern dass du es riskierst. Das wird dir deine Frau einfach übel nehmen. Egal, ob du am Ende gewinnst.« Er bekräftigte seine Worte mit heftigem Kopfnicken. »Und selbst wenn du hundert Goldmark nach Hause bringst und ihr hinterher reich seid. Dass du eure Existenz riskiert hast, obwohl sie es nicht wollte, das wird sie dir verübeln. Und zwar bis ans Ende eurer Tage.« Er trank noch einmal, wischte sich über den Bart und erklärte: »Und das könnte schneller eintreten als du denkst.« Er klopfte auf die Theke. »Ich muss wieder an die Arbeit.«

Otto nickte und nahm einen Schluck. Es war nicht so, dass sie wirtschaftliche Not gelitten hätten. Die Geschäfte gingen gut, weil die kleine Bootsbauerwerft, die Otto vom alten Knut Reimers übernommen hatte, viele Aufträge bekam. Aber Ottos eigene Projekte kosteten Geld. Was übrig blieb, steckte er oft in neue Materialien, in neue Maschinen oder in technische Gerätschaften und Motoren. Hatte früher ein Bootsbauer sein Leben lang mit Plänen und nach Methoden gearbeitet, nach

denen schon seine Vorfahren ihr Leben lang gearbeitet hatten, war in den letzten Jahrzehnten auch auf der kleinen Insel in der Nordsee alles umgewälzt worden. Die Boote, egal ob für den Fischfang oder für den Personentransport, waren motorisiert worden – und die Motoren waren immer leistungsfähiger und schneller geworden. Und teurer. Mit der Folge, dass sich auch die Schiffskörper anpassen mussten, die Aufbauten und alles andere. Auch die Hölzer und Metalle, mit denen heute gearbeitet wurde, entsprachen nicht mehr den Traditionen, sondern hatten ganz andere Fähigkeiten – und Preise. Es war eine aufregende Zeit für den Bootsbau, und Otto liebte sie. Doch diese Zeiten waren eben teuer geworden. Da wäre eine ordentliche Summe Geldes außer der Reihe extrem hilfreich gewesen. Einerseits. Andererseits hatte Bert Rickens zweifellos recht: Kein Geld der Welt war es wert, seine Ehe zu riskieren. Nichts auf der Welt wäre es wert gewesen! Denn Otto liebte seine Frau. Es gab nichts, das über Jette und die Kinder gegangen wäre. Genau genommen lebte er nur für sie. Er hätte jederzeit sein Leben für sie gegeben. Dennoch haderte er damit, dass er diese einmalige Chance vorübergehen lassen sollte. Dabei war das viele Geld nur ein Aspekt der Sache. Der andere war, dass er seine Frau so gerne stolz gesehen hätte. Stolz auf ihren Mann, der mit seiner eigenen Hände Werk, ja mehr noch: mit seiner eigenen Konstruktion die besten Segler aus aller Welt übertrumpfte!

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie anspreche.« Ein distinguiert aussehender Herr gesellte sich zu ihm an den Tresen. »Ich habe ein wenig mitbekommen ... gestern. Von Ihrem Gespräch mit Herrn Tegten.«

Otto musterte den Mann, konnte ihn aber nicht einordnen. Allenfalls: »Waren Sie neulich bei dem Empfang im Imperial?«

»Sehr richtig, Herr Brückner, das war ich. Van Louven, freut

mich, Sie kennenzulernen. Ich war nur ein, wie sagt man, Zaungast?»

»Hm. Und was kann ich für Sie tun, Herr van ...«

»Louven. Wissen Sie, ich bin der Bankier der Reederei Tegten.« Er setzte ein etwas verschlagenes Lächeln auf. »Um ganz offen zu sein, Herr Tegten und mich verbindet seit vielen Jahren eine Art, nun, nennen Sie es freundschaftliche Rivalität.«

»Aha?« Otto war sich nicht sicher, ob er sich darunter etwas vorstellen konnte oder wollte, aber der Mann machte ihn neugierig, weshalb er nur nickte und lauschte.

»Sie sind eine Wette mit ihm eingegangen?«

»Nein. Ich habe es nur überlegt«, erwiderte Otto. »Aber es stimmt, er hat mir eine Wette angeboten.«

»Wie viel?«

»Hundert Goldmark, wenn ich die Regatta gewinne.«

»Und wenn Sie verlieren?«

»Zahle ich zehn Goldmark.«

Van Louvens Augen blitzten. »Das ist eine echte Wette nach Tegtens Geschmack«, sagte er. »Er setzt seine Wettgegner so unter Druck, dass sie Nerven zeigen. Ich nehme an, Sie können oder wollen sich die zehn Goldmark nicht leisten.«

Otto zuckte die Achseln.

»Und wenn ich Ihnen das Geld liehe?«

»Bitte?«

»Ich übernehme die Wette. Wenn Sie verlieren, zahle ich die zehn Goldmark aus meiner Tasche.«

»Wieso sollten Sie das tun?«, fragte Otto und schob seinen Krug beiseite. Die ganze Angelegenheit wurde ja immer verrückter.

»Ach, das hat ganz persönliche Gründe. Eine alte Geschichte, die hier gar nichts zur Sache tut.«

»Also, wenn ich Sie richtig verstehe, lautet Ihr Vorschlag: Wenn ich gewinne, bekomme ich hundert Goldmark.«

»Neunzig. Die verauslagten zehn Goldmark würden Sie mir erstatten.«

»Gut. Und wenn ich verliere, zahlen Sie meine Wettschulden von zehn Goldmark an meiner statt?« Otto hob die Hände in einer Geste des Unglaubens.

Der Bankier lächelte und winkte dem Wirt, ihm ebenfalls ein Bier zu zapfen. »Ja«, sagte er. »So habe ich das gemeint.«

»Und Sie? Was bekommen Sie?«

»Ich bekomme Ihr Boot.«

\* \* \*

## *Drittes Kapitel*

Jette liebte die Arbeit im Insel-Café. War die Hauptinsel schon eine Schönheit, so war die kleine Nebeninsel, die kaum ein paar Meter aus dem Wasser ragte, ein Traum. Alles schien hier unbeschwert: Fröhliche Menschen kamen täglich mit der Fähre herüber, flanierten über die wenigen Wege, die es hier gab, besetzten einen der schicken Strandkörbe, die Kinder spielten im Sand, selbst die feinsten Herren lasen ihre Zeitungen in hochgekremelten Hosen, die Damen beobachteten unter spektakulären Sonnenhüten das Treiben am Strand und auf dem Wasser – und früher oder später kehrten sie alle in einem der zwei Lokale auf der Düne ein, von denen das Insel-Café das elegantere war.

Frühmorgens, wenn Julchen auf dem Weg zur Schule und Sven bei der Nachbarin war, machte sich Jette auf den Weg zur Düne, wobei es oft Otto war, der sie übersetzte, manchmal aber auch einer der Fischer vom Südhafen oder ein Fährmann, der noch keine Gäste zu befördern hatte. Dann spazierte sie absichtlich nicht direkt zu der weißen Villa am Strand, sondern ein Stück Richtung Norden, dorthin, wo die Seehunde ihre bevorzugten Liegeplätze hatten, beobachtete die Tiere eine kleine Weile, um dann zwischen Strandgras und Sanddorn über die Düne wieder zurückzugehen und ihr Tagwerk aufzunehmen.

Dass sie diese Arbeit gefunden hatte, hing damit zusammen, dass sie in den ersten Jahren nach dem Krieg ihrer Mutter bei den Entbindungen geholfen hatte – unter anderem der Frau des Inhabers des Insel-Cafés, Lore Freund. Nach einer schweren Fehlgeburt hatte sich Lore nicht zugleich um die Küche und

die Gäste kümmern können. So hatte Jette sich bereit erklärt, für eine Weile als Erstes Serviermädchen im Café zu arbeiten. Aus einer Weile war eine dauerhafte Tätigkeit geworden und aus dem Ersten Serviermädchen die Restaurantchefin. Denn längst gab es im Insel-Café nicht mehr nur Kaffee und Kuchen, sondern allerlei Köstlichkeiten für zwischendurch und einen ordentlichen Mittagstisch, an dem Krabben ebenso gereicht wurden wie Backfisch oder Suppen.

Jette liebte es, wenn es noch leer war und die Sonne weit hereinstrahlte in den vorderen Teil des Cafés, der im Stile eines Wintergartens gebaut und ganz in Weiß getüncht worden war. Zwischen den damastgedeckten Tischen mit den Korbstühlen sorgten üppige Grünpflanzen für eine ebenso edle wie aufregende Atmosphäre. Tine hatte den Raum ausgestattet, sehr zum Wohlgefallen Lores und ihres Gatten Heinz. Ein wenig war es für Jette, als wäre ihre Mutter anwesend, wenn sie an einem schönen Morgen allein im Insel-Café stand, alles auf sich wirken ließ und die sagenhafte Aussicht auf die Hauptinsel genoss – Helgoland, wo sie zur Welt gekommen und aufgewachsen war. Dann fühlte sie eine große Dankbarkeit, dass sie einen so wundervollen Ort ihre Heimat nennen durfte.

»Moin, Jette!«, rief Lore, als sie ebenfalls das Café betrat.

»Moin, Lore. Was machen die Beine?«

»Heute ein bisschen besser«, lachte Lore Freund. »Vielleicht sollte ich öfter tanzen gehen.«

»Warum nicht? Ich glaube ja, dass es wirklich hilft!«

»Vielleicht hast du recht«, gab Lore zu. »Aber du weißt ja, wir haben zu viel Arbeit und zu wenig Zeit. Und wenn so ein langer Arbeitstag zu Ende geht, dann fällt es schwer, noch das Tanzbein zu schwingen.« Lore zwinkerte der Freundin zu. »Vor allem Heinz.«

